

Das Lied der Heimat

Erzählung aus der Urschweiz
von Josef von Matt

Nidwaldner Kalender 1954

Die Sommerhitze liegt träge im grünen Tal. Die grauen Zacken und weissen Felder der Berge stehen wie ein Kranz über den Wäldern und Alpen in den blassblauen Himmel hinein. Die breiten Bauernhäuser warten mit geschlossenen Fensterläden. Die Kühe stehen im Schatten der Bäume. Ein kleines, grünes Auto fährt auf der Landstrasse und zieht eine lange Staubfahne nach. Ohne Eile schlängelt es sich durch die vielen Biegungen der Dornhäge und Lattenzäune des Talbodens hindurch. Der kleine Wagen ist schwer beladen. Oben auf dem Verdeck türmen sich Koffern und Säcke. Nun fährt er dem breiten Bach nach bis zur Wegscheide vor dem hohen gespaltenen Felsen. Dort bleibt der Wagen in seinem eigenen Staub stehen. Ein Mann steigt aus mit Bergschuhen und Pluderhosen, eine Frau im luftigen Kleid mit grossen bunten Blumen. Ein Bub kommt hinterher, ein Mädchen streckt den Kopf aus dem kleinen Wagenfenster. Alle schauen auf den Wegweiser. Dort steht auf der einen Seite geschrieben: „Ennetbach 4,5 km“, auf der andern Seite: „Sonnwil 4,5 km“. Grad aus ist keine Strasse mehr, dort ist nur die hohe Fluh. Rechts und links vor ihr führen die beiden Strassen in weiten Bogen durch Wald und Weid, Gestrüpp und Geröll hinauf. Aus dem himmelhohen Riss in der Felswand rauscht ein munterer Bach mit Schäumen und Spritzen. Wie ein End der Welt steht die Fluh da. Aus der Tiefe des aufgespaltenen Felsens dringt unheimlich das Donnern und Grollen des Wassers hervor.

Die Beratung scheint sich dem Ende zu nähern. Der Bub bückt sich und schlüpft in das Auto. Die Dame zwängt sich auch hinein. Der Herr geht prüfend ringsum und setzt sich dann ans Steuer. Langsam wendet sich der kleine Wagen um und fährt rechts in die Richtung gegen Sonnwil hinauf. Durch

Schatten und brennende Sonne, auf der engen rauen Strasse kämpft sich der tapfere Schnapper die steile Höhe hinauf. Pustend und dampfend erreicht er die letzte Kurve und gleitet in das kleine abgeschlossene Hochtal hinein, das, umringt von zackigen Bergen, nur dem Himmel zu, offen ist. Braune Häuser und Ställe sind in den würzigen Bergmatten verstreut, wie verlassenes Kinderspielzeug auf einem Stubenboden. Ein Waldstreifen trennt in der Mitte die saftigen Weiden, bis er an den hintersten Felsen verkümmert. Eine kleine Kapelle streckt ihren spitzen Dachreiter gegen den Himmel. Ein Schulhäuschen steht daneben und ein Kramladen. Das ist der ganze Dorfkern. Auch auf der andern Seite des Waldstreifens leuchten weisse Mauern einer Kapelle. Auch dort stehen einige Häuser zusammen gebüschelt und schimmern breite Dächer und blitzten sonnige Fenster. Eine kleine Welt für sich, eine herrliche Welt, ein Bild von Glück und Frieden.

Das kleine Auto fährt weiter, hält da und dort, biegt gegen die Kapelle ein und huscht zwischen Strauch und Hag weiter auf das letzte Haus zu nahe am Wald. Vorsäss heisst das Heimwesen. Dort wird Halt gemacht. Der fremde Herr steigt aus, schaut über die Wiesen, guckt nach den Fenstern, an denen Kindergesichter auftauchen und fragt: „Ist der Vater auch daheim?“ Anstatt einer Antwort verschwinden die Köpfe. Dann tritt die Mutter unter die Haustüre und holt schliesslich den Vater. Nun kann der Herr sein Anliegen vorbringen. „Mein Name ist Alfred

Kocher. Wir kommen von Zürich. Wir möchten gerne in dieser herrlichen Landschaft einige Tage Ferien machen. Ich habe mir die Gegend ein wenig angesehen, hier bei Ihnen ist es doch am schönsten. Nun möchte ich Sie fragen, ob wir in Ihrem Grundbesitz, vielleicht da drüben am



Höflich und nett fragt der Herr.

Waldrand, unser Zelt aufschlagen dürften und ob wir vielleicht dann bei Ihnen Milch und Käse und Butter kaufen könnten?“ Höflich und nett fragt der Herr. Unterdessen ist seine Frau auch aus dem Auto gekrochen, hat ihr blumenreiches Kleid entfaltet und der Hausfrau gar zierlich die Hand zum Gruss hingestreckt. Diese hat zuerst umständlich mit der Schürze Hand und Arm bis zum Ellbogen hinauf abgewischt. Nun lehnt sich der Vater möglichst krumm an den Pfosten der Haustüre, schiebt die Pfeife in den andern Mundwinkel hinüber und brummt etwas wie, man sei sich sonst so etwas hier nicht gewohnt. Herr Kocher begreift das sofort und mit einem gewinnenden Lächeln. Deshalb seien sie eben gerade hierher gekommen, um ganz weit fort von allen Stadtmenschen zu sein, ganz in der wunderbaren, unverbildeten Natur. Sie wollen gern ihr Zelt an einen Platz stellen, wo gar kein Schaden entstehe und dafür noch gerne je nach Wunsch bezahlen. Die Bauernfrau verschwindet in der dunkeln Küche, dafür kommt der älteste Bub, ein stämmiger, hochgewachsener Senn zum Vorschein. Er meint, da drüben sei doch jetzt gerade abgemäht, da wäre während der heissesten Zeit Schatten, und wenn der Vater wolle, dann könne man ja schnell einen Hag machen um das Stückli, damit die Kinder nicht in allem herumlaufen. Nun brummt der Vater endlich aus seinem Bart: „Ja, nein, so notig [geizig, arm, in Not] geht es bei uns auch nicht gerade zu. Und wenn es zu schlimm wird, kann man noch immer mit dem Stecken dreinfahren. Menz, geh Du mit ihnen. Und das Auto können sie dann ins Tenn hineinstellen. Die Kühe sind jetzt auf der Alp.“ Damit dreht er sich um und geht ins Haus. Herr Kocher ruft ihm noch nach, wie herzlich er ihm danke, dann winkt er zum Auto hinüber: „Alles aussteigen! Kurort Sonnwil, Grand-Hotel Vorsäss wird eröffnet.“

Jetzt quillt Leben aus dem kleinen Wagen. Zuerst steigt der kleine Christoph aus, ein dreijähriger Stämpfeler, der schon lange ungeduldig auf den Knien seiner Schwester herumgerutscht ist, dann kommen der Ruedi und die Mechtild, dann Mäntel und Kleider, Rucksack und Taschen. Fünf Menschen aller Grössen stehen herum. – Zum Staunen, wie das alles in dem kleinen Schnapper Platz gefunden hat. Menz geht voraus, und bald beginnt am Waldrand ein munteres Zigeunerleben. Herr Kocher ist ein gewandter Kerl, breitet die Zeltbachen kunstgerecht aus. Seine Frau wühlt in Koffern und Schachteln und fragt, ob hier in der Nähe wohl auch ein Bach sei zum Baden, sie höre doch das Rauschen. „Sowohl“, sagt Menz, „ganz in der Nähe, aber mit dem Baden ist nichts. Das Wasser ist zu tief.“ „Aber wir können doch schwim-

men“, meint Frau Kocher. „Es geht trotzdem nicht, das Wasser ist zu tief unten. Ich will es Euch zeigen, aber den kleinen Bub, den müsst Ihr dalassen.“ Geheimnisvoll geht er voran in den Wald hinein, nur ein paar Schritte bis zu einem Hag. Da stehen sie unvermutet vor einer tiefen Schlucht, aus der das Tosen und Toben des Wassers wie aus weiter Ferne aufsteigt. Schwarz sind die Felswände. Man sieht nicht auf den Grund. Erschrocken starren sie in den grausigen Abgrund. Menz sagt trocken: „Ist doch nicht recht zum Baden eingerichtet.“ „Wo fliesst denn dieser Bach ab? Wie lang ist diese Schlucht?“ fragt der Herr, „wo kommt denn das Wasser her?“ Menz fühlt sich kolossal wichtig und erklärt: „Oben fällt der Gletscherbach in das Tobel und kommt unten bei der Wegscheidung heraus. Diese Schlucht ist so alt wie die Welt. Bei der Schöpfung hat Gott den Felsen hier bis auf den Grund auseinander gerissen. So wollte er Sonnwil und Ennetbach voneinander abscheiden. Aber wegen den Kindern müsst ihr keine Angst haben, der Hag ist gut, wir haben ihn so gemacht, dass auch die Hühner nicht durchschlüpfen können.“

Sie mussten auch wirklich keine Angst haben. Denn der kleine Christoph war in den nächsten Tagen lieber bei den Leuten im Haus, bei den Tieren im Stall und bei den Hühnern auf der Matte. Er hatte noch nie eine Kuh ganz nahe gesehen, noch nie einem Kalb die nasse Nase berührt, noch nie ein Feuer im Herd bewundern können. Das war ein Paradies. Aber auch die Grossen kamen an Regentagen gerne in die Stube hinüber. Müde von den Bergwanderungen sassen sie mit Wohlbehagen um den runden Tisch. Dabei erzählte Herr Kocher von seinen weiten Reisen in Amerika. Von den modernen Landwirtschaftsmaschinen, von den Wolkenkratzern, die wie Felsnadeln über die Städte hinaufragen, von den unendlich weiten Wäldern und den verlorenen Seen in Kanada, von wochenlangen Jagden in menschenleeren Gebieten, von den einsamen Nächten im Zelt, wenn die Tiere brüllen und die Vögel schreien.

Viel zu schnell verfliegen die kurzen Wochen. Nur zu bald wurde das Zelt am Waldrand abgebrochen. „So einen kurzweiligen Sommer haben wir noch nie erlebt“, sagte der Vater, da er am Tag nach der Abreise mit Wehmut die Grasnarbe auf dem Zeltplatz betrachtete, „und da haben sie noch ein Militärmesser vergessen. Eh nu, wir behalten es da. Sie haben gesagt, sie kommen wieder.“

Der gute Vater meinte wohl, das seien die einzigen Spuren, die von den Stadtleuten zurückgeblieben seien. Viel später erst wird er erfahren, was sie noch ganz im Geheimen dage-

lassen, und dass ihm davon manch schwerer Kummer erwachsen wird, Die beiden Mädchen, s' Bethli und s' Vrenili, hatten die fremden Feriengäste bald vergessen. Sie mussten wieder in die Schule, und neue Ereignisse verwischten die alte Erinnerung. Dann und wann erzählten sie den beiden älteren Brüdern, die von der Alp zurückkamen, von den merkwürdigen Leuten. Aber am meisten sinnierte die Grossmutter ihnen nach. Der kleine Christoph war ihr gar lieb geworden. Mit der fremden feinen Frau hatte sie sich so gut verstanden. Sie hatte am meisten Interesse für die alten Geschichten aus der Talschaft gezeigt. Dann konnte sie den Gwunder nicht verbeissen, was wohl der Menz immer mit dem Stadtherrn abseits und allein besprochen. Menz war seither eher stiller und verschwiegener geworden. Sie sah, wie er oft versonnen über das Land hinschaute, bei Tisch seinen eigenen Gedanken nachhing. Weil sie gewohnt war, jedes Dunkel aufzuhellen, jedes Geheimnis zu ergründen, liessen ihr diese Anzeichen keine Ruhe. Menz gab auf ihre Fragen lachend ausweichende Antworten. Die Briefe, die er von der Stadt erhielt, versteckte er sorgfältig.

Wenn uns die Nacht in den Rücken fällt.

Zur Zeit, da die ersten Nebelfetzen vom Tal herauf schlichen, packte Menz seinen Tornister, schmierte seine schwer genagelten Bergschuhe, putzte den Karabiner und rüstete sich für den militärischen Hochgebirgskurs. Damit zogen andere Sorgen in das Herz der Grossmutter ein, denen sie mit vielen Worten und Mahnungen Luft machte. „Vergiss mir auch nicht, dem Schutzengel jeden Tag zu rufen. Nimm Weihwasser mit, weisst ja keinen Tag und keine Stund, wann Du in Todesgefahr kommst.“ Im letzten Augenblick vor seinem Weggehen humpelte die Grossmutter noch zu ihm vor die Haustüre, mahnte und warnte ihn, doch ja recht vorsichtig zu sein. Menz versprach ihr fröhlichen Gesichts alles, tätschelte ihr die runzeligen Wangen: „Sei unbesorgt, Grossmutter, in drei Wochen bin ich samt meinem guten Schutzengel wieder da, behüt Dich Gott, und vergiss ja nicht, viel für mich zu beten.“ Mit kühnem Schwung nahm er den Karabiner auf, liess einen lustigen Jauchzer in die blaue Luft hinauffahren und ging winkend und mit gewaltigen Schritten davon.

Ja, wenn die gute Grossmutter den Menz ein paar Tage später gesehen hätte mit seiner Seilschaft an den glatten Felswänden und scharfen Zacken, an den überhängenden Tossen und auf den schmalen Gräten. Sie hätte Tag und Nacht den Rosenkranz nicht mehr aus den Händen

geben können. – Im herrlich klarsichtigen Herbstwetter stieg die kleine Kompanie jeden Morgen von der Berghütte am Gletscher in die Kletterberge hinauf. Gut ausgebildete, erfahrene Offiziere leiteten den Kurs und bildeten mit der Mannschaft eine Kameradschaft und Einheit, wie es nur in der Stille und der Gefahr der ewigen Berge möglich ist. Hilfsbereit, zuverlässig, wetterhart und von ganzem Herzen froh waren diese Soldaten. Trotz dem strengen Dienst und den harten Anforderungen stiegen während jeder Ruhepause Jodel und Lieder in die zarte, blaue Luft hinauf. Ein Urner war dabei, Bärli Muheim, ein lieber, lustiger Kerl. Er kannte alle Soldatenlieder und sang sie mit einer hellen, reinen Stimme. Dabei hielt er den Kopf etwas schief, schaute in die weite Ferne, dichtete aus dem Stegreif noch eine Strophe dazu oder fand eine neue Melodie. Er war immer bereit für einen lustigen Reim. Und wenn er an der gefährlichsten Wand am Seil über dem Abgrund hing, konnte er erst recht nicht still sein, dann summte er leise seine eigenen Liedlein.

Bei einem frühen Feierabend trat Bärli zum Menz vor die Hütte, der gerade eifrig seine Schuhnägel musterte und sagte: „Du, komm, wir gehen noch schnell auf den vorderen Grat, wollen schauen, wie der Abend vom Tal heraufschleicht, der Fredi und der Werni kommen auch mit.“ Menz war für solche Extratouren immer zu haben. Er schlüpfte wieder in die Schuhe, holte den Waffenrock und den Pickel, zwängte seinen Lismer unter den Gurt und ging mit. In ruhigem, gemessenem Schritt stiegen sie hinauf, quer über die grosse Geröllhalde, dann über das steile Schneefeld und der hohen Wand nach. Ein herrlicher Blick auf die kleineren grünen Berge und hinaus gegen das flache Land tat sich ihnen dort oben auf. Die Sonne färbte sich langsam rot und neigte sich in unendlicher Weite der Erde zu. Stumm sassen die vier Bergfreunde zwischen den Steinen, ihre Gesichter vom reinen Abendglanz gerötet. „Siehst Du, wie die Berge blau werden?“ Dann wieder lange kein Wort. „Wie das Tal schon im Dunkeln liegt.“ Wieder Schweigen. Bis der Bärli eine unbekannte, wehmütige Melodie zu singen anfang und eigene, neue Worte dazu suchte. Eine traumhafte, hellwache, weltverlorene Stimmung hüllte die vier Kameraden ein, während das Lied immer klarer immer eindringlicher zu ihnen sprach. Menz versuchte die immer wiederkehrende Melodie mitzusummen. Die Sonne sandte noch ihre letzten Strahlen an die obersten Zacken hinauf. Jeder dachte daran, sie sollten aufbrechen, es werde dunkel. Aber keiner wollte das Lied und diese einzigartige Stunde unterbrechen. „Jetzt hab ich's“, sagte Bärli, wie

aus einem Traum erwachend, und stand auf. Und nun sang er mit fester, reiner Stimme sein neues Lied, jede Strophe und jedesmal den Refrain dazu. Dann erst schauten sie rückwärts, wo sie hergekommen und erschrakten.

Auf dieser Seite lag schon schwarze Nacht bis fast zu ihnen hinauf. „Jetzt ist Schluss mit dem Träumen“, sagte Bärthi, „jetzt heisst's aufpassen. Ich geh voraus, ich bin auch daran schuld.“ Schweigend traten die andern in seine Fusstapfen und stiegen in den Felsen ein. Dann und wann kam von Bärthi her noch ein warnendes Wort aus dem Dunkel. Nebel schlich herauf und daraus hörten die Kameraden zwischen dem Klingen der Steine und dem Kratzen der Nagelschuhe die zarte, wehmütige Melodie, die noch allen in den Ohren klang.

Plötzlich hören sie einen Schlag, weiter unten ein helles Aufklingen, wie wenn ein Pickel hart auf den Stein aufschlägt, dann aus der Tiefe ein wuchtiger Aufschlag, Steinhagel und dann Stille. Sie rufen ihm: „Bärthi!“ Keine Antwort. Immer wieder: „Bärthi!“ Kein Ton kommt von dort drunten, nur ein Vogel schreit dort heiser und ängstlich. „Er hat sich verstiegen“, sagt Menz, „wir müssen zurück, wir sind nicht hier heraufgekommen.“ „Das hab ich auch schon gedacht, aber man sieht ja nichts, man kann's nicht sicher sagen. Dass jetzt just auch noch der Nebel kommen musste, kein Mensch hätte das vermutet“, sagte Werni, und

dann rief er wieder: „Bärthi!“ „Der arme Bärthi, wir können doch nicht da herunter zu ihm, in der Nacht. Das gibt eine kalte Nacht und wenn er noch Blut verliert.“ Menz tatet sich weiter vor: „Hier geht's nicht weiter“, meldet er, „hier ist die glatte Fluh.“ Dann sagt einer von den dreien, was alle denken: „Ich glaube, unser Bärthi spürt die Kälte nicht mehr.“ Und während sie selber über dem Abgrund hangen, fangen sie an zu beten für den lieben Kameraden. Dann rufen sie um Hilfe. Rufen in die Nacht und in den Nebel hinaus, rufen und rufen. Sie wissen, wie der Nebel trägt, wie der Bergwind täuscht, und das Echo die Rufe verschlägt. Sie gehen zurück, bis sie beisammen sicher stehen können,

dann rufen sie wieder, alle drei zusammen, scharfe, gellende Schreie.

Endlich vernehmen sie einen Ruf. Es sind viele Stimmen, es kann nicht der Bärthi sein. Wie langsam, wie schmerzlich langsam die Zeit vergeht! Sie glauben stundenlang zu warten, bis der erste Sichtschimmer aufscheint, bis sie die Fragen der rufenden Offiziere verstehen, bis die Kameraden in die Nähe kommen. Die Blendlaternen vergeuden ihr Licht umsonst in den dichten Nebel hinein. Der Abgrund bleibt unerforschlich. Man leuchtet ihnen auf den Weg zurück. Sie steigen langsam und vorsichtig hinab.

Noch in der Nacht gehen sie auf die Suche nach dem Bärthi, aber erst beim frühen Morgendämmern finden sie die erste Spur, den Pickel, der auf einem Felsvorsprung steckt. Die tiefer noch, weit unten zwischen Fels und Schnee, liegt die zerschmetterte Leiche.



Weit unten zwischen Fels und Schnee liegt die zerschmetterte Leiche.

Möchte noch so klar und hell über dem Land Uri die Sonne aufgehen und das Licht im Morgenhimmel seine ganze Pracht entfalten, die Berge und Gletscher noch so glanzvoll leuchten. Für das kleine Bergdorf ging damit ein trüber, schwermütiger Tag auf, da die Soldaten den toten Kameraden auf den Friedhof brachten. Die ganze Gemeinde und viele Leute aus dem Tal waren vor der weissen Kirchenmauer versammelt. Die kleine Kompanie der Hochgebirgler mit allen Offizieren kam mit dem Sarg,

auf dem die Schweizerfahne ausgebreitet lag. Unfassbar das Leid für die Eltern und Geschwister, für die Freunde dieses lieben, jungen Lebens. Weinen und Schluchzen durch alle Reihen, da der Pfarrer ergriffen zu der Trauergemeinde sprach. Viele wetterharte Gesichter zuckten und beten bei den Worten, die der Kommandant zum Abschied seinem lieben Bergkamerad und Freund widmete. Hart knallten die Schüsse und widerhallten von den Felsen und Tossen. Zuletzt traten die drei Kameraden, die mit Bärthi auf dem Grat gewesen, aus der Reihe. Sie hatten Bärthi's letztes Lied aus der Erinnerung zusammengesucht. Sie hatten zwar die Strophen nicht mehr alle aus der Erschütterung des Unglücks retten können, aber die Me-

lodie war ihnen im Gedächtnis geblieben. Und nun sangen ihm die drei zum Abschied sein letztes Lied:

Zieh ich fort, dann seh' ich prächtig
wie ein Wunder, unbekanntes Land.
Bin ich ferne, zieht mich mächtig,
ohne Ruhe, eine starke Hand,
heim, zurück zu meinen blauen
Abendbergen und den Auen,
wo die Glocken Lieder singen,
von den Felsen wiederklingen.

Ernst kam der junge Menz aus dem Militärdienst zurück. Er war diese Tage nicht gut zum Erzählen zu bringen. Nur der Grossmutter hat er noch am ersten Abend gesagt: „Du hast recht gehabt, wir hätten mehr zum Schutzengel beten sollen.“ Immer wieder und halbe Nächte dachte er nach, wie das auch möglich gewesen, dass sie alle vier, ohne die Gefahr zu sehen, so lange auf dem Grat geblieben, dass sie wie in einem Traum befangen, so lange nicht an den Abstieg gedacht hatten. Bis in den Winter hinein konnte er das Bild nicht vergessen, wie sie den Bärli gefunden.

Der Winter war dieses Jahr besonders kalt und streng. Der Schneefall dauerte viele Tage fort. Dreimal mussten sie den Schnee von den Dächern schöpfen. Die Strasse ins Tal lag viele Wochen unter dem Lawinenschnee vergraben. Eiszapfen, wie Tropfsteingrotten hingen an den Felsen. In den Nächten krachte der Frost im Wald. Menz ging den ganzen Winter ins Holz auf die Arbeit. Der weite Weg und die langen Nächte boten ihm viel Zeit zum Nachdenken.

Von einer neuen Maschine und einem alten Streit.

Erst da die Sonne ihre Kraft zurückgewann und der Föhn die Matten ausputzte, kehrte auch beim Menz wieder eine frohgemute Stimmung ein, erwachte er wieder zur Lebensfreude und zu neuen Plänen. Man sah ihn zu dieser Zeit viel mit seinem Vater allein zusammen. Sah, wie er mit Eifer auf den Vater einredete. Die Grossmutter hätte schon lange gerne gewusst, was die beiden so geheimnisvoll zu beraten hätten. aber solange sie sah, wie der Vater dabei immer zu Boden schaute, widerwillig an der Pfeifenspitze kaute und oft den Kopf schüttelte, wagte sie nicht, Genaueres zu fragen. Wenn sie gewusst hätte, dass es bei diesen Gesprächen um viele tausend Franken ging, dann hätte sie gewiss überhaupt geschwiegen. Sie hörte auch, wie der Vater abends bis in die Nacht hinein mit seiner Frau redete, übermässig und ungewohnt lange. Einmal, da der Wind sehr günstig von der Matte her auf das Haus zukam und Menz gar laut mit

dem Vater sprach, hörte sie, dass von einem Traktor die Rede war. Am Abend beim Nachtesen schob die Grossmutter früher als sonst ihr Kaffeetassli von sich und sagte: „Ich habe ja hier nichts mehr zu befehlen, Gott sei Dank, aber wenn der Traktor angeschafft werden sollte, dann wehre ich mich mit Händen und Füssen. Eine solche Lärmkiste und Stinkbänne, die nicht einmal Mist gibt, möchte ich nicht auf dem Vorsäss haben. Da ist mir unser scheckiges Ross noch zehnmal lieber, wenn es mir schon einmal das Knie zerschlagen hat.“ Damit war nun der geheime Plan plötzlich vor der ganzen Familie ausgebreitet. Die Jungen waren sofort begeistert. Sogar Vrenili rief: „Ja, Vater, kauf einen Motor, ich will dann auch mitfahren.“

Menz warf also gleich seine besten Trümpfe aus. „Man könnte mit ihm fuhrwerken, ein schönes Stück Geld verdienen. Es handelt sich nur darum, wer der erste ist hier in Sonnwil. Die Pferde gehen ja kaputt auf der stotzigen Strasse. Und unsere grosse Matte im Tal könnten wir mit einem Traktor viel besser bewirtschaften, alles sozusagen ebenes Land.“ Aber der Vater rechnete mehr mit den wenigen ersparten Franken als mit ungewissen Plänen. Menz liess nicht locker. Er fuhr fort: „Herr Kocher hat mir das im Sommer genau ausgerechnet, hat mir auch ganz genau aufgeschrieben, was für ein Fabrikat, was für ein Modell für unsere Arbeit geeignet ist. Er hat mir von der Stadt geschrieben, wie viel Anzahlung nötig ist, und wie man alle Monate aus dem Verdienten wieder eine Abschlagszahlung machen kann.“ Die Mutter vergass abzuräumen, die Mädchen setzten sich zum Vater hin, Menz und Toni kämpften gemeinsam. Aber der Vater gab nicht nach. Soviel brachten die Jungen zuweg, dass der Menz die Erlaubnis erhielt, einmal in die Stadt zu fahren und sich nach dem genauen Preis und Verbrauch zu erkundigen.

Unterdessen fuhr Menz also weiter mit dem scheckigen Ross, wenn etwas ins Tal zu bringen oder von dort zu holen war. Sein Fuhrwerk stellte er immer beim Gasthaus zur Sonne ein, wie alle Sonnwiler. Beim Ochsen standen die Pferde und Fuhrwerke von Ennetbach und zu diesen gesellte sich nie ein Sonnwiler. So wie die tiefe Schlucht die beiden Weiler Sonnwil und Ennetbach voneinander trennte, so tief in die früheren Geschlechter zurück, reichte ein uralter Streit zwischen den Familien, die dort oben wohnten. Niemand wusste eigentlich recht und genau, wie dieser Unfrieden entstanden war. Die Grossmutter hatte einmal dem Menz erzählt, Sonnwil sei früher vor urdenklichen Zeiten, versumpft und nur mit Wald und Gestrüpp bewachsen gewesen. Zu dieser Zeit habe

eine Familie Christen in Ennetbach gehauset, starke, wilde Leute und drei riesengrosse Söhne. Der Übermut und die überschüssige Kraft habe sie oft zu hitzigen Streiten verleitet. Und einer solchen Schlägerei hätten die zwei älteren Brüder den jüngsten in das furchtbare Tobel hinuntergeworfen. Kein Schrei und kein Laut sei mehr von ihm zu hören gewesen. Aber nach Tagen sei der Mann, zerschlagen und gebrochen, schwarz von Dreck und Blut wieder zum Vorschein gekommen. Er habe sich auf der Sonnwilserseite des Tobels im Wald verkrochen. Seine Riesenkräfte hätten alle Gebrechen überstanden. Dieser habe sich dann darangemacht, zwischen Sumpf und Gehölz eine Behausung zu bauen. Er habe sich von weither eine Frau geholt. Eine Familie sei da in der Wildnis aufgewachsen. Er habe aber seinen Kindern und Enkeln beim Eid das Versprechen abgenommen, nie einen Fuss ennet den Bach zu setzen. „Das muss ein Stammvater von uns gewesen sein“, beendete die Grossmutter ihre Geschichte, „denn nur so ist es zu erklären, dass hier und in Ennetbach unser Geschlecht Christen besteht.“

Wie weit diese Geschichte in die Vergangenheit zurückreichte und wie viel davon wirklich geschehen war, das konnte niemand mehr ergründen oder beweisen. Als offensichtliche, ja geradezu greifbare Tatsache ist davon nur übriggeblieben, dass nie eine Brücke über das Tobel gebaut wurde, trotzdem es an der schmalsten Stelle kaum zwanzig Meter breit war, dass man nie, auch nicht auf dem Dorfplatz nach der Kirche, einen Sonnwiler und einen Ennetbächler beisammen stehen sah, und dass es während der Grenzbesetzung im 1870er Krieg unmöglich war, Männer aus diesen beiden Weilern in die gleiche Kompanie zu stecken. Darum, getreu der alten Tradition, schwenkte Menz mit seinem Fuhrwerk vom schmucken Dorfplatz ab, schaute mit verächtlicher Miene gegen die Stallung des Ochsen hinüber und stellte bei der Sonne sein Rennwägeli und sein scheckiges Ross ein.

Wie das lange Warten zur Freude werden kann.

Menz hatte einen schweren Gang vor. Er musste zum Zahnarzt. Mit einem ungemütlichen Gefühl betrat er das Haus und stieg die Treppe hinauf. Schon der merkwürdige Geruch gefiel ihm nicht und erinnerte ihn an schmerzliche Stunden. Im Wartezimmer sassen viele Leute. Er machte sich auf eine lange Wartezeit gefasst. Er setzte sich auf einen Stuhl in der Ecke und betrachtete die Leute. Da sass ein Kind mit geschwollener Backe. Ein alter Mann mit einem schütterten Zottelbart von weissen Haaren.

Menz konnte sich nicht erklären, warum der Mann hier war, denn wie soll ein Mann Zahnweh haben, ohne einen einzigen Zahn im Munde. Eine dicke Frau nahm auf der Bank zwei Plätze ein, drei fast gar mit ihrem breiten Henkelkorb, aus dem ein Wollfaden ruckartig zu ihrer Strickarbeit hinauf lief. Die Frau redete ohne Pause und so schnell, wie ihre Stricknadeln tanzten. Menz wusste lange nicht, mit wem sie rede, denn sie schaute unentwegt auf die klappernden Nadeln und niemand antwortete ihr. Ein Bauer sass ihr gegenüber, den Bergstock zwischen den Knien, das Kinn darauf gestützt, sein erkalteter Stumpfen wippte bei jedem Atemzug. Ein Mädchen sass da, so ungefähr tausend Wochen alt mit grossen blauen Augen, mit einer hohen, glatten Stirne, von hellen wilden Haaren eingerahmt, die runden, braunen Arme gekreuzt auf die Schürze gelegt. Geduldig und ergeben sass es auf seinem Stuhl, aber die frischen Augen wanderten in alle Gesichter und zu jedem Bild an der Wand. „Ein Berggeissli“, dachte Menz, und bereute es, so weit weg in der Ecke abgesehen zu sein. Auch seine Augen wanderten schliesslich den Wänden nach. Da hing ein altes Diplom, mit Siegel und Unterschriften. Ein hundertjähriger heiliger Einsiedler mit gelben Flecken auf Glas und Papier, wahrscheinlich als Vorbild der Geduld. Eine Photographie von einem verblichenen Schützenverein und in schiefem Rahmen eine üppige Sängerin. Nein, da schaute Menz schon lieber gegen das Fenster hinüber, zu den braunen Backen und dem schlanken Hals. Wenn nur die redende Frau nicht immer mit ihrem Strickzeug in die Quere gekommen wäre. Auf dem Tischchen lagen kreuz und quer Zeitungen mit Eselohren und Schriften.

Der Zahnarzt öffnete die Seitentüre. Der Bauer erhob sich, steckte seinen Stumpfen in die Tasche und verschwand hinter ihm nach. Die dicke Frau verstummte. Scheinbar hatte sie mit dem Bauer geredet. Das Kind rutschte unruhig auf seinem Sitz herum. Menz fing ein Rätselraten an, wer wohl als nächster an die Reihe komme. Am liebsten hätte er die Strickerin fortgewünscht, dann vielleicht das unruhige Kind. „Der alte Mann kann ruhig bleiben. Aber das Berggeissli, das darf erst vor mir hinein“, dachte er. Die stehengebliebene Uhr zeigte unentwegt viertel nach drei. Ganz unvermutet flog plötzlich die Seitentüre auf. Der Zahnarzt erschien aufgeregt und sagte: „Ich werde weggerufen, ein Unfall, ich komme gleich wieder, ein Unfall mit Kieferbruch, wartet nur.“ Während das Kind, schnell wie ein Wiesel, vom Stuhl gleitet, auf die Türe zu und hinauseilt, packte die Frau ihr Strickzeug in den Korb, schimpft,

klappt die Deckel energisch zu und geht mit beleidigter Würde hinaus. Der alte Mann hebt seine Augenlider, dann seinen krummen Rücken, dann geht er auch: „Das kann mir wohl zu lange dauern“, brummt er, und verschwindet. Das Mädchen am Fenster tut keinen Wank. Es senkt den Blick und bleibt unbeweglich sitzen.

Ein derart gütiges Geschick hat Menz gar nicht erwartet. Keinen Augenblick denkt er daran, das Wartzimmer zu verlassen. Vielmehr beschäftigt ihn die Art und Weise, wie er unauffällig näher rücken könne. Er geht schliesslich zum Tischchen, nimmt ein Heft und tut so, als ob er zum Lesen besseres Licht brauche. Er blättert interessiert und merkt gar nicht, dass er einen Heidenkindkalender erwischt hat. Er sucht nach Worten, überlegt sich eindrucksvolle Sätze und sagt dann: „Schönes Wetter.“ „Ja“, tönt's von der andern Fensterseite. Menz grübelt wieder und bringt endlich die Worte zusammen: „Es hat schon lange nicht mehr geregnet.“ Diesmal kommt das Ja etwas kräftiger. Nach einer ergiebigen Pause fragt Menz: „Bist Du von hier aus dem Dorf?“ „Nein, von Ennetbach“, sagt das Mädchen und schaut ihn gross an. „Wie schade“, wollte er schon sagen, konnte sich aber noch im letzten Zwick beherrschen. „Eine prächtige Gegend, Ennetbach, wundervoll. Direkt wie geschaffen für einen Kurort. Habt ihr auch Fremde gehabt im letzten Sommer?“ „Nein.“ Schon wieder ist der Faden abgerissen. Aber Menz lässt nicht locker. Er fängt an von der Familie Kocher zu erzählen, wie der Ruedi mit einer Wasserpistole der Grossmutter ins Gesicht gespritzt hat. Von der Frau mit den rotgefärbten Lippen, wie der Hund ihr Reisetäschchen mit Salben und Puder aus dem Zelt gezerrt hat. So bringt er das Berggeissli zum Lachen. Aber dann fragt es keck: „Wo bist denn Du daheim?“ Menz zögert, wenn er nun sagt, er sei von Sonnwil, dann ist alles aus und verdorben und doch sagt er es schliesslich frei heraus. Ein Schatten huscht über des Mädchens Gesicht, fast so als wollte es sagen. „Wie schade.“ „Wo“, fragt es. „Im Vorsäss.“ „Und ich im Tiefbrunnen“, lacht das Mädchen, „dann sind wir ja Nachbarn, unser Heimen geht bis ans Tobel und der Wald bis zur Schlucht gehört dazu.“ Menz rutscht etwas näher: „Ja, wenn wir Nachbarn sind, dann darf

ich wohl fragen, wie heissest Du denn?“ „Christen“, sagt das Mädchen. Und der Menz: „Ich auch.“ Nun lachen sie so laut, dass der blecherne Aschenbecher auf dem wackeligen Tischchen mitmacht. Dann versteigt sich Menz in einen langen, sinnvollen Satz: „Aber nicht wahr, das ist doch nicht christlich, wenn sich zwei Christen, die nebeneinander aufgewachsen sind, nicht kennen, ich meine wegen der christlichen Liebe.“

Das Mädchen senkt seinen Blick und bleibt stumm. So kann er es ruhig betrachten. Es hat ein malefiz hübsches Köpfchen, die Lippen sind so fein geschwungen und so glustig. Menz denkt, der Zahnarzt soll bis in die Nacht hinein bei dem Unfall bleiben. Noch lieber wäre er selber der Zahnarzt und könnte sagen: „Bitte schön, Fräulein, legen Sie ihr liebliches Köpfchen vertrauensvoll in meinen Arm.“ Weil er nun aber leider nicht Zahnarzt ist, sondern der Menz Christen im Vorsäss und dazu noch von Sonnwil, wird es wohl nicht so leicht sein, das Köpfchen in seine Hände zu bekommen. – „Wie kommt es, dass ich Dich nicht kenne“, fragt Menz. „Wir gehen doch jeden Sonntag in die gleiche Kirche und ich habe doch schon gewiss oft andächtig auf die Weiberseite hinüber geschaut. – Bist Du fort gewesen?“ „Nicht so lange, aber ich gehe immer in die Frühmesse und

muss beizeiten wieder daheim sein“, sagt es. Nun kommen sie nett ins Plaudern. Sie vergessen beim Dunkel werden den Lichtschalter zu suchen und bleiben in der Dämmerung sitzen.

Der Zahnarzt kommt nicht mehr. Brigit will heim. Der Vater will es nicht haben, dass sie nachts heimkommt. „Das trifft sich ja herrlich, dann nehme ich Dich bis zur Wegscheide mit.“ Brigit wehrt sich: „Was würden die Leute sagen, ein Mädchen vom Tiefbrunnen, auf einem

Fuhrwerk von Sonnwil?“ Menz ist nicht so zimperlich. Und Brigit gibt schliesslich nach. Sie fahren den vielen Biegungen der Landstrasse nach, in gemächlichem Trab. Das erste Heu duftet von den Matten, der Mond kommt feierlich hinter den Bergen hervor. Der scheckige Gaul weiss nicht, was er da für zwei glückliche, junge Menschen hinter sich her zieht, sonst würde er sich nicht so störrisch wehren, weil



Du tuft mir damit einen schlechten Dienst.

ihn der Menz bei der Wegscheide am Leitseil so kräftig auf die linke Strasse hinüber zieht, die Strasse nach Ennetbach.

So kommt Brigit mühelos die stotzige Strasse hinauf. Schwer ist es aber, den Menz auf der Anhöhe zum Umkehren zu bewegen. Er will unbedingt mit ihm bis vor die Haustüre fahren, er will sich mit dem Mädchen den Leuten zeigen. Erst da Brigit sagt: „Du tust mir damit einen sehr schlechten Dienst, mir und für die Zukunft“, erst nach diesen Worten nimmt er von dem Mädchen Abschied.

Brigit geht eilig und ängstlich durch die Nacht. Angst, weil es spät heimkommt und Angst auch, weil es plötzlich so furchtbar allein ist. Der Mond war hinter die Wolken gewandert und es herrschte stockfinstere Nacht.

Kindertränen in der Mädchenkammer.

Die Lichter aus den verstreuten Häusern leuchten heimelig in die Nacht. Aus dem Chorfenster der Kapelle dringt ein roter Schimmer, Brigit schickt im Vorbeigehen ein Gebetlein zur Muttergottes hinein und bittet den heiligen Wendelin, dessen Bild gross an der Seitenwand hängt, er möge ihm einen Schutz mitgeben für die Heimkehr. Es denkt, der gütige Bauernheilige wolle doch sicher ebenso gern einem jungen Mädchen zu Hilfe kommen, vielleicht lieber, als nur immer den Kühen und Schafen. Das Hagportli quietscht in den Angeln. Brigit geht auf das Haus zu und hört schon weit her den kleinen Hansli gar fürchterlich weinen und schreien.

Hansi ist vier Jahre alt, im letzten Herbst in das Haus zum Tiefbrunnen gekommen. Sein Vater ist im Winterwald verunglückt und die Mutter ist bald darauf an der Auszehrung gestorben. Eigentlich hätte der Bub im Waisenhaus im Taldorf eine gute Unterkunft gefunden. Aber die Leute in Ennetbach handelten nach einem ungeschriebenen Gesetz. Sie nahmen die Waisenkinder in der Verwandtschaft auf. So ein Bub blieb dann ein Vierteljahr beim Onkel, ein halbes Jahr bei der Tante, dann da und dort, bis er erwachsen war. Hier in Ennetbach war man stolz darauf, kein einziges Kind im Waisenhaus zu haben. Dass so ein Bub, immer wieder bei anderen Leuten, eine schwere und einsame Jugend erleben musste, daran dachten die Ennetbächler nicht. Brigit hatte den Hansi lieb gewonnen, hatte ihn gut gepflegt. Die durchsichtigen Backen waren rot, die dünnen Arme und Beine stark und fest geworden. Auf Neujahr wollte ihn der Vater weitergeben. Aber Brigit hatte an Weihnachten so sehr angehalten, ihn da zu behalten, wenigstens die nächsten

Jahre. Der Vater wollte nichts davon wissen, wehrte sich mit Streit und Zank dagegen. Über die Mutter und die beiden Schwestern hörten nicht auf die harten Worte. Brigit nahm am Weihnachtsabend den Hansli mit samt dem Bettli in sein Zimmer hinauf und sorgte für ihn, wie eine Mutter. Wie oft jagte der Vater den Hansli aus dem Stall, trieb ihn mit rauen Worten vom Tisch, wenn er ungeschickt ein Tassli umstiess oder ein Messer auf den Boden fallen liess. Aber Brigit tröstete ihn mit einem Apfel oder Birnenschnitz. Nun war er schon ein halbes Jahr hier, war gesund geworden und kräftig und ein herziger, lieber Bub.

Was ist ihm wohl wieder zugestossen, denkt Brigit bei seiner Heimkehr, da es ihn so jämmerlich schreien hört. Brigit läuft schnell auf das Haus zu, versorgt in Eile die mitgebrachten Sachen in der Vorratskammer und springt zum Hansli hinauf. Da sitzt er in seinem kurzen Hemdchen, die kleinen Fäuste in die Augen gepresst, schluchzt und weint. Brigit nimmt ihn auf die Arme. Hansli blickt aus den Tränen heraus erstaunt auf, schlägt beide Arme um des Mädchens Hals und schmiegt sich fest an, dann heult er erst recht los. Lange Zeit muss Brigit streicheln und trösten, bis es erfährt, was für ein schwerer Kummer dem Hansli auf dem Herzen liegt. So vernimmt es, dass der Vater dem Bub einen Bären aufgebunden hat, er hat ihm gesagt, Brigit sei fortgegangen und komme nie mehr zurück. Nun will Hansli nicht mehr von den Armen herunter, will den umschlungenen Hals nicht mehr loslassen, schluchzt und schlopst zum Gotterbarmen. Brigit zieht die Schuhe aus und geht leise mit ihm hin und her. Dann legt es ihn sanft in sein Bettchen, zündet eine Kerze an, sitzt zu ihm hin und beginnt ihm flüsternd eine Geschichte zu erzählen. „Weisst Du, Hansli, warum das grosse Kreuz in der Matte neben dem Haus, bei dem tiefen Brunnen steht? Das ist ein uraltes Kreuz, viele hundert Jahre alt, darum ist es mit Blech beschlagen, sonst wäre es längst verfault, so alt ist das Kreuz. Der Brunnen ist so tief, man könnte eine Haglatte, so hoch wie der Kirchturm im Taldorf, in den Brunnen hinunterstecken, man käme nicht auf den Grund.“ Hansli sperrt seine rotverweinten, tränennassen Augen auf und starrt unverwandt in das Gesicht der Erzählerin. „Ja, weisst Du, Hansli, vor vielen hundert Jahren wohnten hier Heiden, wilde Waldmenschen, gefährlich wie Bären. Da kam ein Rittermönch aus dem heiligen Land über den Berg hierher. Und da, wo der Wald aufhörte, wo der offene Blick gegen das Tal sich auftat, da stellte er das Kreuz auf, an einem schönen Sommertag. Die wilden Heiden blieben im Wald versteckt und getrau-

ten sich nicht über den fremden Mann herzufallen. Aber sie fluchten und schworen gegen ihn und das Kreuz. Und noch in derselben Nacht kam ein fürchterliches Gewitter über den Zackengrat und fiel hier nieder mit Hagel, Blitz und Donner. Und in dem Toben und Brausen, in dem Heulen des Sturmwindes, kam aus der Erde ein Krachen und Beben, und mitten in unserer Matte brach Wasser aus dem ebenen Boden, wie ein Bach. Grad vor dem Kreuz tat sich die Erde auf. Aber das Kreuz blieb stehen und steht heute noch. Im vorletzten Sommer hat es der Vater neu mit Blech beschlagen lassen. Da haben wir das Holz darin gesehen, schweres Eichenholz, brandschwarz, Lange Zeit hat niemand gewagt, einen Eimer hinunter zu lassen, in den tiefen Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Nur einmal, vor vielen, vielen Jahren, zur Zeit, da eine gnadenlose Trockenheit Wald und Boden ausdörrte und alle Quellen ringsum versiegt waren, haben die Leute dort geschöpft. Aus dem ersten Eimer ist eine schwarze Schlange ausgefahren und ist, man weiss nicht wohin, zwischen den Füßen der Männer im vertrockneten Gras spurlos verschwunden. Man hat nicht gewagt, das Wasser für Mensch und Vieh zu gebrauchen, nur für die verdorrte Erde zu nässen. – Dann ist einmal später ein Pater Kapuziner, ein sehr frommer und gar gelehrter Herr, hierher gekommen, hat Proben gemacht und untersucht. Gegen Abend hat er die Leute weggeschickt. Ist lange allein bei dem tiefen Brunnen geblieben und dann im Dunkeln weggegangen. Seither ist das Wasser, das dort heraufkommt, das beste im ganzen Land. Im Sommer, wenn es brütend heiss ist, dann versenken wir an einem langen Seil die Tranksame für die Heuer. Herrlich kühl, wie aus einem Gletscherspalt, kommt das Getränk herauf. Bald ist der Sommer da, wart nur, Hansli, dann mache ich Dir einmal Sirupwasser, kühle es im tiefen Brunnen, dann kannst Du davon trinken so viel Du willst.“ Längst sind Hanslis Tränen eingetrocknet. Das verschmierte Bubengesicht liegt ruhig, mit weit offenen Augen auf den Kissen. Aber Brigit muss nicht glauben, dass Hansli bald schläft. Frage um Frage kommt aus dem Kinderbettli, bis die Kerze heruntergebrannt ist und die Flamme verflackert.

Von frechen Buben und bösen Eulen.

Der Sommer kam und mit ihm eine Zeit, da Brigit manche lange und bange Nacht an Hanslis Bettli sitzen und wachen sollte. – Aus dem schwachen Kind ist ein übermütig wilder Bub geworden. Er ist überall dabei, schlüpfte durch jeden Hag, rennt hinter jedem Hund und Kalb nach, kommt mit zerrissenen Hosen und

mit Wunden und Beulen heim. Die Leute im Tiefbrunnen haben nicht Zeit, immer auf Hansli aufzupassen. Der Vater will, dass die Arbeit flink von der Hand läuft. Er ist ein ernster, finsterner Mann und versteht zu befehlen. Er rechnet genau, weiss von jedem Stück Vieh, wieviel Geld es ihm einbringt. Er weiss auch auf Franken und Rappen, wie hoch ihn ein Knecht zu stehen kommt, Z'Nüni und Z'Füfi eingerechnet. Darum jagt er seine Töchter früh aus den Federn. Brigit ist ihm mehr wert, als ein starker Knecht. Anneli ist noch zu jung, hat eine versonnene, verträumte Art, hat den Kopf nicht immer bei der Arbeit. Aber das Hedwig, das war ein tüchtiges, geschaffiges Mädchen. Das kann er heute noch nicht verwinden, dass ihm das Hedi aus dem Haus gelaufen ist. Er hat sich mit allen Kräften und Einwänden bis zum letzten Tag dagegen gewehrt. Und doch ist es dann, natürlich mit der Hilfe der Mutter, fortgereist in die Stadt, um Krankenpflegerin zu lernen. Als ob man zu Hause nicht genug zu tun hätte. Als ob sein Mädchen auf fremden Lohn angewiesen wäre. Ja, das Hedi sollte er noch da haben.

Und wirklich, in den nächsten Tagen hätte man hier eine Krankenpflegerin gut brauchen können. Im Wald, der das Heimen gegen das Tobel und gegen Sonnwil absperrt, wohnen Eulen. In den Nächten rufen und locken und jammern sie. Am Tag hocken sie in den Astgabeln und im Nest, bewegungslos und wie im Schlaf. Einige Buben haben Junge in den Nestern entdeckt, erzählen davon, laufen aufgeregt in den Wald. Niemand achtet darauf, dass auch der kleine Hansli hinter den Buben herrennt, gleich nach ihnen im Wald verschwindet. Auch die grossen Buben, die am Baum hinaufklettern, wissen nicht, dass der Hansli unten steht und gespannt hinaufschaut. Schon hört er das Krächzen und Piepsen der jungen Käuzchen. Er strampelt mit den Beinen und möchte auch hinauf, möchte sehen, was die Buben machen. Fetzen vom Nest fliegen herunter. Da fällt lautlos, mit weitgespannten Flügeln von hinten her, eine grosse Eule aus den Ästen, stürzt sich auf Hanslis Kopf, krallt sich in seinen Haaren ein und hackt ihm mit dem krummen Schnabel mit blitzschnellen Schlägen ins Gesicht. Hansli schreit, greift in die Federn, fällt um, will das Gesicht bedecken, aber die Eule lässt nicht locker. Sie zerhackt ihm die Hände und das Auge, die Nase und die Backen. Die Buben springen vom Baum herunter, wollen helfen. Über die grosse Eule lässt sie nicht nahe kommen. Sie springt auch die Buben an, dass sie davon laufen und jammern. So bleibt der schreiende und blutende Hansli am Boden zurück.

Die Eule fliegt zu ihren krächzenden Jungen hinauf. Nun wagen sich die Räuber wieder in die Nähe. Eilig und ängstlich schleppen sie den kleinen Bub auf die Matte hinaus. Die Mutter hört in der Küche das Kindergeschrei und ruft zum Fenster hinaus. Kaum hat sie aber einen Blick hinübergeworfen, kommt sie in schnellem Lauf daher. Wie schrecklich sieht der arme Hansli aus. Das Gesicht voll Blut, das rechte Auge zerhackt, Stirne und Nase mit Wunden und Kratzern überdeckt. Die Buben stehen da und reden und verteidigen sich. Die Mutter hört nicht zu. Sie nimmt den armen Bub auf die Arme und trägt ihn vorsichtig und sorgfältig ins Haus. „Vater“, ruft sie dann aus dem Stubenfenster, „komm geschwind, musst sofort dem Doktor telefonieren, aber schnell.“

„Steh auf und zieh meine Hosen an.“

Menz steht auf dem Hof des Gasthauses zur Sonne und schirrt seinen scheckigen Gaul aus. Er stellt das alte Rennwägeli in den Schatten und das Pferd in den Stall. Bleich sieht er aus, der Menz, sein Hemdkragen ist zerknittert, er zwinkert mit den Augen, sie sind wie entzündet. Müde und gleichgültig schlendert er im Hof herum. Wenn er aber hätte zuhören können, was in der Wirtsstube drin über ihn gesprochen wurde, er hätte schon wieder Blut in seine Backen bekommen.

Da sassen zwei Bauern von Sonnwil am Tisch und schauten durch das Fenster in den Hof hinaus. „Das war eine kurze Herrlichkeit mit dem rotlackierten Traktor auf dem Vorsäss“, sagte der Grosse mit dem Bart und rührte nachdenklich mit dem Löffel im Kaffeeglas. Der Magere mit der Brissago im Munde meinte: „Ist auch zu viel für das Vorsäss, das Ross und dann noch eine so teure Maschine. Eine Fuhrhalterei einrichten in Sonnwil, ja, das ist mir ein schöner Blödsinn. Wo doch jeder sein eigenes Fuhrwerk und Zugtiere genug hat.“ „Geschieht ihm ganz recht dem jungen Menz, will immer oben hinaus. Der soll schön geflucht und gewettert haben, da der Lieferant aus der Stadt den Traktor wieder geholt hat. Hat nichts genützt, das Lärmen und Toben. Eigentumsvorbehalt, da kann keiner was machen, bis der letzte Rappen bezahlt ist, gehört der Motor dem Verkäufer.“ Der Grosse lehnt sich über den Tisch und sagt leise: „Steht denn der alte Menz im Vorsäss so schlecht? Das hätte ich nicht gedacht. Hat doch immer gut gewirtschaftet und die Buben sind gschaffig. Aber man kann nie wissen. So kommt’s dann an den Tag.“ Und der andere wieder: „Grossartig sein, das kostet Geld. Er hat sich überlüpft, wollte partu ein Bodenheimen im Tal haben. Soweit hat’s dann wieder nicht

gelangt, aber die grosse Matte mit den Nussbäumen hat ihn schon fast gar überstellt, den Stall musste er auch neu machen im Dach.“ „Wie sagst Du“, fragt der Grosse wieder, „richtig gepfändet haben sie ihm den Traktor?“ „So ganz genau kann ich es auch nicht sagen. Ich weiss nur, dass er abgeholt worden ist, und der junge Menz gewettert hat wie ein besoffener Oberst. Aber ich hab das immer kommen sehen.“

Menz kam nicht in die Wirtschaft hinein. Augenblicklich hatte er einen Widerwillen gegen den Alkohol und für Krälliliwasser reute ihn das Geld. Er hatte die letzten zwei Nächte kein Kopfkissen gebraucht. Er kam von der Alpkilbi, sie hatten noch einen Tag und eine Nacht dazugesetzt. Nun schlenderte er im Dorf herum, bis zur Abfahrt des Zuges in die Stadt. Er bleibt vor jedem Schaufenster stehen. Dabei sieht er sich in einem Spiegel, sieht einen zerknüllten Kragen und die rotgeäderten Augen und sagt halblaut: „Menz, Du bist heute nicht gerade ein Ausstellungsstück.“ Dann besinnt er sich, kauft sich ein neues Hemd, lässt sich die Haare schneiden und den Hut bürsten und steigt dann stramm und mit hohlem Rücken in den Zug ein. In der Stadt hat er allerlei zu besorgen. Er hat wieder seinen federnden Gang und seine selbst sichere Art aufzutreten zurückgewonnen.

So geht er zum Spital hinauf. – Dort liegt sein lieber Freund, der Walter, seit vielen Wochen krank. Er ist in den Bergen verunglückt, hat eine Verletzung der Wirbelsäule mit vielen Schmerzen auszuheilen. Er kann kaum den Kopf drehen, der Walter, da Menz hereinkommt. Aber er freut sich. Lang sind die Tage im Spitalbett und die Nächte noch länger. Und dazu immer die ungewissen Fragen, ob alles wieder recht kommt mit seinem Rücken. Menz lässt während dieser Stunde keine düsteren Gedanken aufkommen. Er erzählt von daheim, vom Militärdienst, von der gestrigen Kilbi, von Hans und Heiri.

Der Fluss seiner Rede wird jäh unterbrochen. – Eine junge Krankenschwester kommt herein, bringt dem Walter zu Essen. Das heisst Essen kann man das nicht nennen, irgend so ein flüssiges Mus, das Walter durch ein Röhrchen trinkt. Die Schwester hält ihm den Becher. Menz schaut in das hübsche Gesicht unter dem weissen Häubchen, erschrickt und denkt: „Verflucht noch mal, das ist doch das Berggeissli. Da soll mich doch gleich auf der Stelle der Kuckuck holen, wenn das nicht das Berggeissli ist.“ Menz räuspert sich, fängt an zu husten. Aber die Schwester schaut nicht zu ihm hin. Sie richtet die Kissen. Trocknet dem Walter die schweissnasse Stirne, zupft an der Decke, streicht das Federbett glatt und ist im Hui und mit einem

netten: „Bhüt Gott miteinander“, aus der Türe verschwunden. „Walter“, sagt Menz, „steh auf, steh schnell auf, zieh meine Hosen an, und lass mich in das Bett liegen, das ist ja mein Schatz, das ist ja das Berggeissli. Da geh ich nicht mehr fort.“ Walter dreht seinen Kopf, so gut er kann. „Da kannst lange warten. Jetzt kommt sie nicht mehr bis nach sechs Uhr. Dann müssen längst alle Besuche aus dem Haus sein. Wie sagst Du der Schwester Hedwig? Berggeissli?“ „Wie sagst Du? Schwester Hedwig?“ fragt Menz, „stimmt nicht, das ist akkurat das Berggeissli, nur etwas bleicher geworden und feiner, aber da wette ich einen Zugmuni gegen einen Pfannenstiel.“ Und nun fängt Menz an vom Brigit zu erzählen, von dem Wartzimmer beim Zahnarzt, von der Heimfahrt, wie er das Mädchen auf allen Tanzplätzen und Kilbenen auf Strass und Gass und in der Frühmesse gesucht hat und nirgends gefunden. Walter muss trotz seinen Schmerzen lachen. Gar vergnüglich hört er seinem Freund zu, der von einer so grossen Liebe berichtet und wie es scheint, seinen eigenen Schatz nicht kennt. Walter meint: „Ihr Bergler seid doch eigenartige Menschen. Wir in der Stadt, wir würden in einer solchen Lage vor der Haustüre warten, bis das Mädchen herauskommt, würden sagen, verehrtes Fräulein, wohin gehen Sie, wir haben zufällig den gleichen Weg, darf ich ihren Koffer tragen. Ist doch alles so einfach.“

In Seligkeit schlummern, in Schrecken erwachen.

Menz ging von seinem Freund fort, ohne die Schwester noch einmal gesehen zu haben. Er strich zwar lange im Gang herum, schaute im unteren Stock durch alle Glastüren, ohne auch nur einen Schatten von ihr zu entdecken. Trübsinnig fuhr er mit dem Zug in den Abend hinein. „Walter hat gut sagen: ist doch alles so einfach! Wenn er wüsste, wie schwierig das ist. Und zu allem Unglück wohnt es noch in Ennetbach.“ Das Rollen des Zuges schläferte ihn ein. Fast gar wäre er zu spät ausgestiegen.

Müde schleppte er sich bis zum Wirtshaus, spannte ein und fuhr los. Der gewohnte Tritt des Pferdes liessen ihn bald in einen seligen Schlummer hineingleiten. Zweimal wäre er beinahe vom Bock gefallen. Die zwei durchtanzten Nächte nahmen Rache an ihm. Sobald er beim letzten Haus an der Strasse vorüber war, band er das Leitseil an den Kutschbock und legte sich hinten auf die Säcke. Sein treuer Gaul würde den Weg schon finden. Die Räder knirschten auf den Steinen und hopperten, aber Menz hörte und spürte nichts davon. Er schlief wie ein Bär.

Hinter ihm her fuhr in etwas schnellerer Gangart ein anderes Fuhrwerk, ein lustiger junger Mann, mit Edelweiss am Hut und einem rotglühenden Stumpfen im Mund. Er sah den zusammengekauerten Kutscher auf den Säcken liegen und der Schalk juckte ihn hinter den Ohren. Sobald die Strasse breit genug war, fuhr er dem Rennwägeli vor, rutschte zu hinterst auf seinen Leiterwagen und griff dem scheckigen Ross in die Halfter. Das wehrte sich nicht lange und trabte gemächlich hinten nach. Bei der Wegscheide musste er schon tüchtig ziehen und zerren, um den Gaul des Schläfers auf die Strasse nach Ennetbach hinüber zu bringen. Von dort an folgte er schön brav. Menz schlief und schnarchte mit offenem Mund und merkte nicht einmal das Anhalten und Stehenbleiben, während dessen der lustige Fuhrmann die Rosse auf der steilen Strasse nach Ennetbach verschnaufen liess. Hasen und Katzen sprangen über den Weg. Ein Fuchs heulte im Gehölz. Die Sterne blinkten und blitzten aus dem mächtigen Himmelsdach. Menz sah nichts von all dem. Er spürte keinen Ruck und keinen Stoss, auch nicht, dass das Gefährt die Höhe endlich erklimmen und nun schneller in die Talmulde hinein fuhr. Der kecke Fuhrmann machte vor der Kapelle sachte halt, band das scheckige Ross mit dem Halfterseile an die Säule des Vorzeichens, warf ihm die Decke über den Rücken und verschwand mit seinem Fuhrwerk heimzu.

Bald aber tauchte er in der Wirtschaft auf, versprach den Bauern, die dort beisammen sassen, einen Heidenspass, wenn sie heute abend noch einen Spaziergang zur Kapelle machen wollten. –

Sogar der dickgeschwollene Mond musste lachen, da er auf die Gruppe von Männern herniederschautete, die krumm vor Vergnügen, das Rennwägeli von Sonnwil umstanden und über den so ahnungslosen Schläfer trafe Witze machten. Die Ennetbächler fingen an zu beraten, ob man ihn wecken solle, ob man die Wagenräder abnehmen und verstecken soll. Der Tiefbrunnenler meinte, man solle ihn mit einem Laubgarn überspannen und anbinden und damit von Haus zu Haus fahren, man könne gut von jeder Familie einen Franken für die Besichtigung verlangen. Das sei der Spass wert. Mit diesem Hin- und Herreden wurden die Stimmen immer lauter. Auf einmal schlug Menz seine Augen auf und hob den Kopf. Er schaute in die bleichbeleuchteten Gesichter, starrte zu der fremdartigen Kapelle hinauf und konnte sich um des lieben Himmels willen nicht zusammenreimen, wie er in diese grinsende Gesellschaft und an diesen unbekanntem Ort gekommen war. Das losbrechende Gelächter zwang ihn, einen Ent-

schluss zu fassen. Verschlafen, wie er war, kam ihm kein einziger Gedanke. Er fuhr auf, schaute sich verwundert um und sagte. „Ich glaube, ich bin im Himmel.“ „Nein, in Ennetbach“, rief der Tiefbrunneler. Menz gab schnell zurück: „Das ist für einen Sonnwiler dasselbe.“ – Und bevor sich die Mannen recht besinnen konnten, war Menz vom Wagen gesprungen, hatte sein Pferd losgebunden, sprang in einem Satz auf den Bock und knallte mit der Peitsche über die Köpfe hinweg. Sie wollten ihn noch aufhalten, ihm nachlaufen, aber flugs verschwand er um die Kapelle.

Menz liess das Gelächter hinter sich und sprengte die Strasse hinab. Aber den Ärger konnte er nicht hinter sich lassen. Nun war er wieder hellwach. Er sann, wie er den Ennetbächlern einen ebenbürtigen Streich spielen könne, noch in dieser Nacht. Das Ross fiel in langsamen Schritt. Trotz allem Studieren wollte ihm nichts einfallen. Beim Heugaden auf der Anhöhe blieb das Ross stehen und schnupperte, da fiel dem Menz ein, dass er wohl dem Gaul etwas Futter geben sollte. Rachelustig zerrte er Heu zwischen den Balken hervor und fütterte. Während er dem behaglichen Mahlen der Rosszähne zuhörte, kam ihm der Gedanke: Wenn ich nun schon hier bin und wider meinen Willen und ohne mein Wissen nach Ennetbach gekommen bin, muss das schon seine Bedeutung haben. „Menz, da kehrt man doch nicht schnurstracks wieder um. Ist ja alles so einfach, hat Walter gesagt.“

Er stellte das Gefährt hinter den Stall und ging mit entschlossenen Schritten wieder auf Ennetbach zu. Aber vor den ersten Häusern schwenkte er rechter Hand ab und lief über die Matten dem Tobelwald zu. Wenn er dem Gehölz nach hinauf ging, musste er zu dem grossen Kreuz kommen, das beim Tiefbrunnen steht. Dem Mond nach würde es nun wohl bald Mitternacht sein. Er konnte auf dieser Seite ungesehen im Schatten bleiben.

Was wollte er eigentlich? Er wusste es selbst nicht. Irgendetwas musste noch diese Nacht geschehen. So konnte er nicht heimgehen. Über

Häge und durch Stauden näherte er sich dem Kreuz. Von der andern Seite her kam auch ein Mann auf das Haus zu. Das war doch der grosse Andres, wie man ihn im Taldorf nannte, der Tiefbrunneler. „So ist's recht, geh Du nur schön heim, dann weiss ich, wo Du schläfst“, sagte Menz vor sich her. Er hörte die Haustüre zufallen, sah Licht hinter den Läden aufleuchten. „Genau wie bei uns“, dachte Menz, „die zwei äusseren linken Fenster sind die Kammer. Wie lange braucht wohl ein kräftiger Fünfziger bis er schön tief schläft?“ Menz benutzte diese Zeit, um einen Rundgang um das Heimwesen zu machen. Dabei entdeckte er auf der Rückseite ein beleuchtetes Fenster im oberen Stock. „Ist ja alles so einfach“, dachte Menz. Er gab dem Tiefbrunneler ergiebig Zeit zum Einschlafen.

Im beleuchteten Fenster huschte ein Schatten vorbei. „Haha, das Fräulein ist noch auf. Ob es wohl Briefe schreibt, was für Briefe?“ Menz zweifelte keinen Augenblick, dass hinter den hellen Scheiben das Berggeissli herumgeisterte. Eine Leiter fand er hinter dem Gaden. Vorsichtig und ohne jeden Laut stellte er sie an die Schindeln des schmalen Klebdächli. „Nicht einmal ein Hund“, dachte er, „ist ja alles so ein-

fach.“ Wie ein Luchs schlich er zum Fenster hinauf und nur so weit, dass er am untersten Scheibenrand hineinsehen konnte. Das Licht fiel auf sein Gesicht. Seine schlaun Züge wurden plötzlich ernst. Er sah das Mädchen bei einem Kinderbettli sitzen, bleich die Wangen und müde, sanft und zärtlich hielt es zwei Kinderhände fest. Das Kind lag da, mit verbundenen Augen und fieberroten Backen. Das Mädchen sprach mit ihm, begütigend, beruhigend. Menz blieb wie gebannt. Nun hob eine feine zarte Stimme zu singen an. Menz konnte die Worte nicht verstehen, er hörte nur die leisen Töne des Schlummerliedes

und sah, wie sich der Mund bewegte und wie sich der Mädchenkopf mit so viel Liebe über das kranke Kind neigte. Lange blieb Menz dort oben. Und so still wie er gekommen war, stieg er hinab und ging fort.



Er blieb wie gebannt auf der Leiter stehen.

Von einem fieberglühenden Bubenkopf.

Hansli war schwer krank. Der Doktor kam jeden zweiten Tag. Das eine Auge war verloren, nun galt es noch das andere zu retten und den armen Bub aus dem schweren Wundfieber herauszubringen. Die Mutter, Brigit und Annili lösten sich mit Wachen ab. Es war zu gefährlich, das Kind allein zu lassen. Er versuchte im Fieber immer wieder den Verband von den Augen zu reissen. Der Vater war in dieser Zeit brummiger und chibiger denn je. Er konnte das Schreien nicht ausstehen. Überhaupt, die Arbeit blieb liegen, das Essen kam zu spät auf den Tisch, alle dachten und kummerten nur um den Hansli. Und wer bezahlte am Schluss den Doktor? Und den ganzen Tag das ewige Plären: „Vater sei still, der Hansli schläft. Vater sei ruhig, der Hansli möchte schlafen.“ Ihn fragte kein Mensch, ob er Zahnweh habe oder Schmerzen im Rücken. „Ich war ja immer dagegen, dass man den Bub dabehalten soll. Hättet Ihr ihn fortgegeben, wie die andern auch, jetzt habt Ihr den Braten. Und ich kann bezahlen“, schrie er einmal voll Wut und schlug mit den Fäusten an die Stubendecke.

Die Mutter trat ruhig auf ihn zu: „Versündige Dich nicht, Andres. Der liebe Gott weiss schon, warum er uns den Hansli geschickt hat, und warum er bei uns hat unglücklich werden müssen. Und sonst haben wir ja immer Glück gehabt und Wohlstand.“ „Ich habe endlich genug mit dem ewigen Jammer. Den ganzen Tag muss man sich nach dem Bub richten. Nimmt mich nur Wunder, dass die Kühe noch gemolken werden und das Emd gewendet.“ „Hast ja nicht die meiste Arbeit mit ihm, Andres, bist ja seit zwei Wochen nicht ein einziges Mal bei ihm oben gewesen. Wir hoffen jeden Tag, es gehe besser, das Fieber weiche. Hab doch Geduld, Gott wird es Dir lohnen.“ Nun war er aber nicht mehr zu halten: „Das fehlte noch, wenn ich auch noch die ganze Zeit dort oben hocken müsste. So ist doch gottlob noch jemand da, der den Kopf bei der Arbeit hat. Euch wäre das ja einerlei, wenn das Vieh verrecken und das Gras verfaulen würde. Und mit was wollt Ihr dann alles bezahlen, he?“ Darauf ging die Mutter still in die Küche. Dort hörte sie, wie droben der Hansli gar bitterlich weinte. Brigit war bei ihm, hörte das Reden und Wüten des Vaters, hielt die zitternden Hände des jammernden Kindes und redete ihm gut zu. Des Mädchens Tränen fielen Tropf um Tropf auf das Kissen neben den fieberglühenden Bubenkopf.

Darauf folgten bittere und schwere Tage für die Frauen im Tiefbrunnen. Der Vater konnte und wollte seinen bösen Grimm nicht aufgeben.

Er trug seinen Zorn wie ein erlittenes Unrecht umher. Der Knecht half ihm beim Schimpfen und raunzte und kommandierte wie der Vater. Brigit fühlte sich am meisten betroffen. Es wusste zu gut, dass es allein Hanslis Dableiben erzwungen und durchgesetzt hatte. Jede Nacht die angstvollen Wachen, harte Arbeit am Tag und kein gutes Wort, wo war denn noch ein Ausweg aus dieser Not, ein Weg, der vor Gott und dem Gewissen recht war.

Aber nie lange bleiben die Nächte so dunkel, ohne dass ein Stern sein sanftes Licht auf die Erde schickt. Brigit bekam aus der Stadt einen Brief:

Liebe Schwester!

Warum hast Du mir so lange nicht geschrieben. Ich weiss schon warum. Ein Patient im Spital hat es mir erzählt. Du hast einen Schatz. Der Patient ist sein Freund. Er hat ihn über alle Himmel hinauf gerühmt. Er sei ein prächtiger Charakter, treu und zuverlässig, stark und schön. Er ist da gewesen, Dein Schatz, aber ich habe ihn nicht recht gesehen. Ich habe es dann noch nicht gewusst. Aber er hat mir auch gut gefallen. Nur schade, dass er von Sonnwil ist. Was sagt der Vater dazu. Dein Schatz muss Dich ganz übermässig lieb haben, der Freund weiss es genau. Ich bin etwas böse auf Dich. Ich hätte doch erwarten können, dass Du mir, als Deine vertraute Schwester, so etwas schreibest. Grüsse mir Deinen Liebsten und sag ihm, er soll einmal auf Besuch kommen. Der Walter sei immer noch da. Damit ich ihn recht anschauen kann. Viele liebe, liebe Grüsse an die Mutter und alle

Dein Hedwig.

Böse Reden und liebe Worte.

Der Herbst kam über die Berge her. Schon zweimal war der Schnee auf die hohe Kette gefallen. Die dünnen Blätter tanzten im Wind. Kühle Nächte brachten helle, klarsichtige Tage. Hansli durfte über Mittag an die warme Sonne sitzen. In diesen Tagen geschah es, dass ein ganz ungewohnter Besuch in die Stube des Tiefbrunnen-Hauses kam. Ein junger Bauer aus Sonnwil, der Menz Christen vom Vorsäss, klopfte an die Türe und fragte, ob der Vater zuhause sei. Die Mutter hiess ihn am Tisch Platz nehmen und fragte nochmals, als ob sie nicht richtig verstanden hätte. „Von Sonnwil?“ Ja, was er denn mit dem Vater wolle? Er müsse mit ihm reden, wegen einer wichtigen Sache. Die Mutter lief geschwind in die Küche hinaus und sagte zu Brigit: „Geh schnell in die Stube, es ist ein merkwürdiger Besuch da. Ich muss den Vater holen.“ Brigit trocknete die Hände an der

Schürze und trat nichts ahnend zur Türe herein. Brigit erkannte ihn auf den ersten Blick und eine heisse Röte stieg in seine Wangen. „Grüss Gott, Brigit“, sagte Menz und ging zu ihm hin. Und gerade in dem Augenblick waren alle seine schönen Sätze, die er so prächtig ausgedacht hatte, aus seinem Gedächtnis verfliegen. „So, da bist Du also daheim“, brachte er mühsam hervor. Brigit blieb stehen und sagte kein Wort. Also musste der Menz nochmals einen Anfang machen: „Hast Du mich nicht vergessen?“ Brigit verzog sein Gesicht zu einem schwermütigen Lächeln: „Nein, vergessen habe ich Dich nicht, aber es ist lange her.“ Schon hörten sie den Vater und die Mutter auf das Haus zukommen. Menz benützte diesen letzten Augenblick und sagte. „Ich muss unbedingt mit Dir reden. Ich bleibe nachher hier in der Nähe und wenn ich bis Mitternacht warten muss.“ Nur in den Augen konnte er, wie ein Vorüberhuschen, die Zustimmung lesen, dann ging Brigit hinaus und liess den Vater hinein.

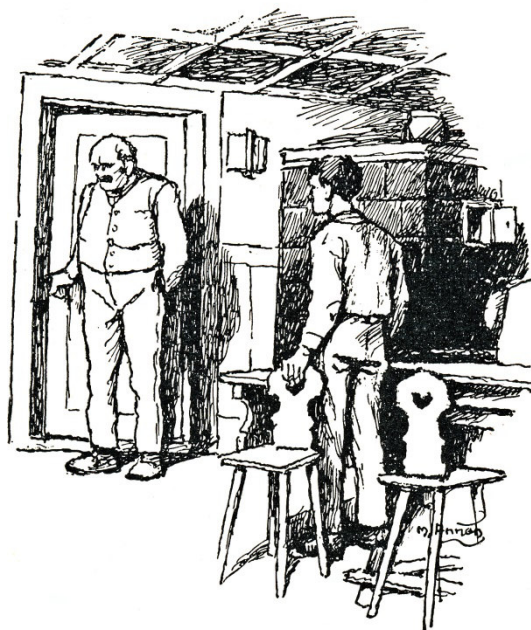
Der grosse Andres, der Ürtvogt und reichste Mann von Ennetbach, hatte die Gewohnheit, von oben herab die Leute zu mustern und sie recht lange ohne ein Wort stehen zu lassen. Aber hier traf er einen, der seinem harten Blick standhielt. Das gefiel dem Tiefbrunneler gar nicht. Ihm war lieber, wenn die Leute vor ihm klein wurden. „Guten Abend, Herr Ürtvogt“, sagte Menz. „Und, warum bist Du da?“, fragte der Andres im Stehen. „Ihr habt eine Kuh im Amtsblatt ausgeschrieben, wir möchten so eine Kuh kaufen, wenn sie uns passt.“ „Wer ist wir?“ kam die Stimme von oben herab. „He, wir sind doch Nachbarsleute, da grad über dem Tobel, Christen im Vorsäss.“ „Wir haben keine Nachbarn ennet dem Tobel und die Kuh ist schon verkauft.“ „Und eine zweite habt ihr nicht?“, frug der Menz, um das Gespräch fortzusetzen. „Nicht zum Verkaufen.“ Menz wollte nochmals zu reden anfangen, aber der grosse Andres trat zur Kammertüre hin, bückte sich und ging hinein. Was blieb dem guten Menz anderes übrig, als schön ruhig aus der Stube und aus dem Haus zu gehen. Da er sich genau ausrechnen konnte, dass ihm verschiedene Augen nachschauten, ging er mit gemessenen Schritten und hoch aufgerichtet den

Fussweg zur Strasse hinab, und ohne umzuschauen auf den Weiler zu.

Um diese Jahreszeit kommt das Abenddunkeln schon früh. Menz ging nicht zu weit. Schon vor dem nächsten Haus bog er ab und kehrte langsam und vorsichtig auf den Tobelwald zu. Dort wartete er, bis er ungesehen hinter den grossen Stall gelangen konnte. Er schlich durch die Einfahrttüre in den Heugaden hinauf, kroch auf dem Heu bis an die Balken hinaus, von wo er ganz nahe zum Hause hinüberschauen konnte. Ganz weich und bequem lag er da und richtete sich so ein, dass er gemütlich lange warten konnte. Er sah in die beleuchtete Stube hinein, sah wie sie beim Nachtessen um den Tisch herum sassen. Sie blieben lange sitzen. Ein interessantes Gespräch hielt sie zurück. Dann schaute er zu, wie das Brigit als erste vom Tisch aufstand, das Kreuzzeichen machte und mit dem Abräumen begann. Der Vater und der Knecht kamen mit einer Laterne und gingen in den Stall. Bei der Rückkehr setzten sich die beiden auf das Bänkli neben der Haustüre, die Laterne vor sich am Boden. Menz sah im flackerigen Schein die beiden bärtigen Gesichter und konnte

gut jedes Wort verstehen. „Hast Du den Jungen gesehen, der heute hergekommen ist? Eine Kuh wollte der kaufen von mir. Ist ja zum Lachen. Kennst Du den?“ „Das ist doch ein Sonnwiler, den haben sie doch im Sommer im Schlaf an die Kapelle gebunden.“ „Was Du nicht sagst. Ja, jetzt kommt es mir in den Sinn, habe doch just noch nachgedacht, wo ich den schon gesehen habe. Ja, dann ist das einer von den Christen, die am Verlumpen sind. Man muss ihnen schon allerlei gepfändet haben. Jetzt will er wohl

mit Viehhandel anfangen, damit es schneller und radikaler zu Ende geht. Das kennen wir.“ „Ja, das ist schon so. Und wenn es der Älteste ist, dann ist es ein böser Schläger, hat an jeder Kilbi Streit und schon Gerichtssachen gehabt. Oder ist das ein anderer vom oberen Heimen, kann sein.“ „Er ist ein breiter, starker Kerl.“ „Ja, dann ist's schon der.“ Brigit kam aus dem Haus und sagte, der Vater solle doch nicht so lange an der kühlen Luft sitzen, sonst hätte er wieder



„Wer ist wir?“

Schmerzen. Der Vater schaute nicht einmal auf. „So eine Einbildung, direkt frech hat er dreingeschaut. Ich sag Dir, dem würde ich nicht mal eine Sau, nicht einmal eine Katze verkaufen und dann noch nach Sonnwil.“ Laut und verächtlich schallte sein Lachen in die Nacht hinaus.

Brigit musste noch zweimal kommen und mahnen, bis die beiden endlich ins Haus hinein gingen.

So nun wusste Menz, wie man von ihm dachte, was für Aussichten sich ihm hier im Tiefbrunnen aufboten. Eine unheimliche Wut drückte ihm den Magen und die Kehle zusammen. Am liebsten wäre er hinüber gestürmt, hätte die Türe eingeschlagen, dem grossen Andres die Fäuste unter die Nase gehalten und alle Schande in die Ohren geschrien. Dann aber dachte er wieder an das Mädchen und biss sich in die Lippen. „Ach was, es hat doch alles keinen Sinn. Ich geh heim.“ Schon kroch er über das Heu zurück, tastete sich auf die Brigi hinauf und suchte tappend das Tor. Draussen blieb er wieder stehen. „Wenn es doch kommt?“ Das Bild des Vaters verblasste. Menz sah wieder das liebe Gesicht vor sich. „Was soll ich denn sagen? Soll ich ihm beweisen, dass die Hälfte, dass fast gar alles erlogen und erfunden ist? Wird es mir glauben, oder dem Vater?“ Ganz deutlich und klar sah er jetzt, dass jeder Versuch nutzlos ist. „Menz, sei vernünftig und geh heim!“ Aber die Beine gehorchten nicht der Vernunft. Er blieb an die Mauer gelehnt stehen. Kein Mensch kann sehen und ergründen, was im Herzen eines jungen Menschen geschieht. Was für eine Kraft darin aufwächst, wie die Hoffnung jede Vernunft und Berechnung hinauswirft, wenn die Liebe wie ein Brand ausbricht. –

Aus des Mädchens Zimmer fiel ein kleiner heller Schimmer auf die Matte. Dann und wann huschte ein Schatten darin hin. „So lange das Licht noch brennt, warte ich“, sagte sich Menz. Böse Gedanken fuhren ihm durch den Kopf, Gedanken der Rache, schwarz wie die Nacht. Und tapfere, treue, liebe Regungen verjagten sie wieder. Die Zukunft erschien ihm wie eine Steinwüste zwischen unübersteigbaren Felsen. Er kam sich vor wie ein dorthin verirrtes Wild. Das Licht erlosch. „Jetzt geh ich.“ Unbeweglich blieb er stehen. Er hörte die Kühe im Stall. Ein Pferd schlug gegen die Planken. Mücken summten ihm um den Kopf. Wie das Heu duftete. Ein kalter Luftzug kam vom Berg her mit Nebelgeruch. „Ich warte bis es taget.“

War da nicht ein leises Knacken zu hören im Haus? Kam da nicht ein Schatten der hellen Hausmauer nach? Stille – nur das wilde Klopfen und Pochen des Herzens. Und doch, leise

Schritte, das zarte Rauschen im Gras, dann wieder Stille und daraus kaum vernehmbar geflüstert: „Ich bin da.“ Menz ging lautlos einige Schritte in die Matte hinaus, da fassten ihn zwei Hände am Arm, zogen ihn fort: „Komm!“ Schweigend schritten sie durch das Gras, bis ihnen ein Hag den Weg versperrte. „Dass Du gekommen bist, Du Liebes, Du“, flüsterte Menz. „Was willst Du mit mir reden, sag?“ fragte Brigit. „Ja, Du hast recht, was will ich mir Dir reden, Brigit? Nichts kann ich sagen, nichts kann ich Dir anbieten, nur das Eine, dass ich Dich lieb habe. So fest, wie Dich nie ein Mensch lieb gehabt hat.“ „Bist Du sicher? Bist Du so gewiss?“ „Ja, das weiss ich. Es ist nicht möglich, dass Dich ein anderer Mensch so grenzenlos gern haben kann.“ Weit über ihnen leuchtete ein Stern auf und ein zweiter und dritter. Menz sprach leise weiter: „Kannst Du das verstehen, vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein zieht es mich mit aller Gewalt zu Dir. Ohne meinen Willen. Was kann ich für Dich tun? Was kann ich für Dich bedeuten? Ich weiss, meine Liebe kann nie erfüllt werden. Und wenn Du mich fortjagst und wenn Du mich auslachst, aber sagen muss ich es Dir, wissen musst Du, dass Du in mir einen Freund hast, wie Du keinen mehr findest auf der ganzen Welt, Dein Leben lang.“ Das milde Licht der Sterne liess ihre Augen aufleuchten. „Ich habe lange auf Dich gewartet“, sagte Brigit, „lange, und durch eine schwere Zeit.“ Da wagte er, seinen Arm ihm auf die Schultern zu legen. Es hatte einen dunkeln Mantel übergeworfen, daraus schimmerten die hellen Arme. „Du hast auch gewartet? Oh, wie danke ich Dir“, flüsterte Menz ganz nahe an seinem Ohr. „Nun bin ich froh, dass Du es weisst, komm, Menz, wir müssen gehen. Der Hansli könnte erwachen und nach mir rufen, komm.“ Sein Arm lag immer noch auf des Mädchens Schultern. Es wehrte ihm nicht. So gingen sie zurück. „Wann kann ich wieder kommen?“ fragte er. „Ich weiss es nicht. Ich kann Dir nichts sagen. Nur das eine weiss ich ganz gewiss, der liebe Gott gibt solche Liebe nicht allein, er gibt auch einen Weg. Warten wir, bis wir einen Weg sehen. Noch ist alles finster wie diese Nacht. Bleib jetzt hier. Ich will allein auf das Haus zugehen.“ Mit diesen Worten war es ihm entglitten und verschwand. Menz ging vorsichtig hinter das Haus. Lange musste er dort warten, dann flammte plötzlich das Licht auf. Brigit kam ans Fenster, beugte sich hinaus. Menz trat in den Lichtschein und winkte. Schweigend grüsste es wieder. Dann fiel das Fenster ins Dunkel zurück.

Ein guter Rat und grosse Pläne.

Kälte und Frost, Schnee und eisige Winde kamen über die Wälder und Wiesen und die Siedelungen der Menschen. Lange Zeit regierten Eis und Sturm. Und wieder gewann die Sonne ihre Kraft, brach Blüten auf, lockte Blätter aus den Knospen. Der Wald erstand von neuem in seiner grünen Pracht. Die Matten blühten und gaben duftendes Heu. Wärme und sonnige Tage lockten den Sommer herbei.

Wieder einmal fuhr ein Auto die Taltrasse entlang und dann den Weg nach Sonnwil hinauf, diesmal ein grösserer Wagen. Wieder hielt er vor dem Haus im Vorsäss, stiegen Stadtleute und Kinder aus, begrüsst den alten und den jungen Menz, die Hausfrau und die Grossmutter. Welche Enttäuschung für die Grossmutter, der kleine Christoph war in den zwei Jahren grösser geworden und wollte sie nicht wiedererkennen. Herr Kocher baute am gleichen Platz sein Zelt auf. Wiederum kam junges Leben und kurzweiliges Erzählen in die alte Stube. Der alte Menz war zwar in den ersten Tagen etwas hinterhältig und mundfaul. Aber nur solange, bis die Geschichte mit dem unglücklichen Traktor besprochen und beredet war. Der junge Menz stieg mit Herrn Kocher in die Berge hinauf. Sie brachten Edelweiss und Kristalle zurück. Auf diesen Wanderungen fanden sie auch viele Stunden vertrauten Gesprächs. In der reinen Luft, im Angesicht der überwältigenden Schöpfung öffnet sich das Herz und wird die Rede frei. Menz erzählte von seinem Leben und von seiner Liebe. Herr Kocher war ein tüchtiger und ein klar denkender Mann. Er liebte es nicht, die Zukunft mit Luftschlössern auszumalen. Mit beiden Beinen auf freiem Grund und Boden stehen war sein Grundsatz. Er dachte lange nach. Dann sagte er. „Hör, Menz, Du musst fort. Hier bleibst Du, was Du jetzt bist. Das ist alles recht und gut, aber so kannst Du die Meinung der Leute nicht ändern, kannst Dir keinen sicheren Rückhalt schaffen und kannst niemals das Berggeissli aus dem tiefen Brunnen heraufholen. Du musst in die Welt hinaus, musst Dir Kenntnisse holen und Geld erwerben, musst den Leuten sicher und überlegen entgegentreten können. Du hast ja das Zeug dazu, bist hübsch und stark, hast einen gesunden Verstand und einen guten Blick. Beiss auf die Zähne, schau ein paar Jahre gradaus, nur auf Dein Ziel. Du wirst es schaffen. Menz, das sag ich Dir, so wie ich Dich kenne, und den gesunden Schlag, wie ihr Bergler seid, Du wirst in der weiten Welt nicht untergehen. Du wirst Dich behaupten. Aber hier bleiben, schön traulich daheim, jeden Tag versonnen vorübergleiten las-

sen, bei der Grossmutter sitzen, alten Geschichten zuhören, Menz, das ist gefährlich für Dich. Die Hindernisse verschwinden nicht wie der Nebel zu unseren Füßen. Du wirst müde, immer gegen die gleiche Wand anzurennen, machst irgendeine Dummheit. Dann kann das Berggeissli weinen und Du stehst mit leeren Händen auf dieser Tobelseite.“ Bei diesem Gespräch fiel zum ersten Mal das Wort: Kanada.

Menz hatte keine Ahnung von diesem Land. Er wusste nur, dass es irgendwo in Amerika liegt und dass es dort kalt sei. Ein furchtbarer Schrecken fuhr ihm in die Glieder. Aber war nicht schon immer, wie von Urväter-Zeiten, in diesen Bergbuben ein Ziehen und Sehnen in die Weite? Menz schlief schlecht in den nächsten Nächten. Mit allen Fasern seines Herzens zog es ihn zu Brigit. Nur, um alles in der Welt, nicht weit von ihm fort. Dann wieder im Nachdenken und Überlegen, erfasste er, dass Herr Kocher die Wahrheit sprach, dass hier ein Weg wäre, vielleicht der einzige Weg.

Herr Kocher war in Kanada gewesen, hatte dort seine Ausbildung und die Grundlage für seine heutige Stellung geholt. Herr Kocher wollte ihm behilflich sein. Er telefonierte oftmals mit seiner Firma. Einmal kam er zurück und sagte zum Menz. „Es geht, Du brauchst nur das Reisegeld. Unser Geschäft nimmt immer Ausländer in Tausch gegen Schweizer, die dann in demselben Land arbeiten. Ich kann Dir die Einreise und einen Arbeitsplatz verschaffen. Dann wirst Du dann schon selber weiter kommen. Ich bin gewiss, Du wirst es erreichen.“

Einmal kam Herr Kocher mit der köstlichen Idee zum Menz. „Du, ich möchte das Berggeissli sehen. Ich fahre hinüber und schau es mir an.“ Menz lachte. „Das kannst Du auch ohne grosse Autofahrt sehen, komm, ich zeig es Dir.“ Sie gingen vom Zelt aus in den Wald hinein. Menz hielt die hohle Hand vor den Mund und lockte wie ein Käuzchen. Drei Mal, nach einer längeren Pause wieder drei Mal. „Versteck Dich zuerst, sonst zeigt es sich nicht.“ Nach gar nicht allzu langer Zeit hörten sie auf der andern Seite des Tobels ein Knacken im Holz. Durch das dichte Unterholz, den Kopf vorgebeugt, die Zweige mit beiden Händen abwehrend, kam Brigit bis an den Rand des Abgrundes. „Salü, Spiegelmeisi, wie geht's Dir?“ rief Menz über das Tosen des Baches hinüber. Und von drüben kam eine helle, wohllaute Stimme: „Aber Menz, das ist mir auch eine Art, mich grad während dem Kochen zu rufen.“ Der versteckte Späher konnte hinter Hag und Gebüsch zu wenig sehen. Darum kam er näher und grüsste hinüber. Menz rief: „Ich will Dir nur meinen Freund zeigen, Du weisst ja.“ „Grüss Gott, Herr Kocher!“

Brigit winkte mit der Hand, „so, Sie sind der Indianer mit dem Zelt, aber wo haben Sie Ihren Federbusch?“ Noch ein paar mal flogen die Worte über die schwarze Schlucht, dann fiel dem Brigit plötzlich ein, dass der Braten in der Pfanne schmorte. „Behüt Euch Gott, beide miteinander und den Menz ganz besonders“, rief es und verschwand wie ein Reh. Die beiden blieben lachend stehen, schauten einander an, dann wurde Kochers Miene auf einmal ernst. Er legte dem Menz die Hand auf die Schulter und sagte: „Du, Menz, Du musst nach Kanada, das Mädchen ist es wert.“

Wie strahlten da die Augen des jungen Mannes und wie kühn und kampfbereit schaute er in die Zukunft hinein!

Wie der Menz die Mutter bittet, und wie ihm der Sturmwind hilft.

Es ist nicht leicht für einen Sohn, mit seinem Vater von der Liebe zu reden. Viel schwerer noch, ihm klar zu machen, dass er wegen der Liebe weit über das grosse Meer ziehen und für Jahre von zuhause fort sein müsse. Wie Menz auch seine Gedanken drehte und wendete, er konnte sein Anliegen kaum als aussichtsreich bewerten.

Für die Familie Kocher gingen die Ferientage bald zur Neige. Menz wollte aber unbedingt, dass Herr Kocher bei der schwierigen Besprechung dabei sei. So plitsch-platsch mit dem ganzen Plan auf den Stubentisch heraus, war im Vorhinein zum Misserfolg verurteilt. Also ging Menz zur Mutter.

Sie sass vor dem Haus auf dem Bänkli und rüstete Erdöpfel. Menz kam daher mit einem Holzschuh in der Hand und morkste, um daran einen dicken Lederriemen einzuschlaufen. Er setzte sich ihr zu Füßen auf einen Holzbock und zwängte und knobelte mit einem Eifer, als ob das die wichtigste Tätigkeit der Welt wäre. Ohne aufzuschauen sagte er: „Mutter, was sagst Du dazu, wenn ich nach Kanada gehe?“ „Wo ist das?“ „Drüben, über dem Weltmeer, fast zu oberst in Amerika.“ Die Mutter liess ihr Messer fallen und musste schnell zugreifen, dass ihr nicht noch alle Erdöpfelrinden von der Schürze fielen. „Menz, mach keine dummen Spässe, das kann nicht Dein Ernst sein.“ „Wir sind ja bald drei erwachsene Buben. Alle können nicht hier auf dem Heimen bleiben. Ich will nicht Holzer oder Fuhrmann werden und die andern auch nicht.“ „Menz, Du machst mir das Herz schwer. Du weisst, wie ich mich immer um Dich Sorge. Dich so weit fort, das überlebe ich nicht.“ Die Mutter war ganz bleich geworden. – Menz nestelte eifrig weiter. „Weisst Du, Mutter,

Dich wollte ich eben bitten, ob Du nicht einmal davon mit dem Vater reden wolltest. Du kannst, so viel besser als ich, den richtigen Augenblick abwarten und findest viel eher die richtigen Worte. – Morgen möchte ich dann auch mit dem Vater reden.“ Dann legte er ihr schön sachtli alle Gründe vor. Sagte aber nichts vom Brigit und dass er eigentlich über Kanada nach Ennetbach hinüber auf die Brautschau gehen wolle. Er setzte sich neben sie auf das Bänkli, nahm einen Erdöpfel und schnitt diesem mit dem Hegel ein lachendes Gesicht ein. „Schau, Mutter, so wirst Du einmal lachen und Dich freuen, wenn ich zurückkomme, als gemachter Mann.“

Am Abend brannte das Licht in der Elternkammer bis über Mitternacht hinaus. Am andern Tag kam Herr Kocher nach dem Mittagessen in die Stube hinüber. Dann fand vor der ganzen Familie die grosse Beratung statt. Aber die schönen Pläne hingen alle in der Luft. Trotz stundenlangem Diskutieren kamen die vielen Hunderternoten für die Reise nicht zum Stubenfenster hereingeflogen. Worte, noch so schöne und aussichtsreiche Worte, konnte man nicht zu Geld prägen. Der rotlackierte Traktor tauchte wieder im Gespräch auf, und alles blieb beim Alten. Herr Kocher reiste ab. Die Grossmutter humpelte bis auf den Vorplatz hinaus, um Abschied zu nehmen und zu winken. – Dann nahm die tägliche Arbeit wieder alle gefangen.

Aber auch ein böser Sturmwind kann ein Nothelfer sein. Er brauste vom Tal her einem Gewitter voraus, rüttelte an Dächern und Läden, peitschte das Wasser in den Brunnen, legte das Gras und Korn um, fuhr in die Wälder, dass es krachte und stöhnte. Steine kamen die Geröllhalde hinab. Unbändig und übermässig tobte er brausend daher. Und mit ihm der Regen mit Donner und Blitz.

Der alte Menz schickte die Buben ins Tal, um nachzuschauen, ob nicht der Sturm am Dach oder Gaden geschadet habe. Mit langen Gesichtern kamen sie zurück. Drei grosse, alte Nussbäume lägen der Reihe nach am Boden. So hat der böse Wind dem Menz nach Amerika geholfen. Aus dem Ertrag der schönen Nussbäume erhielt er das Geld für die Reise.

Er ging allein zur Bahn. Niemand sollte wissen, wann er in die weite Welt zog. Schwer war ihm der Abschied von zuhause geworden. Die Mutter hatte seit Tagen geweint. Die Grossmutter hatte für ihr ganzes Leben von ihm Abschied genommen. Bethli und Vrenili waren die ganze Zeit wie Schmeichelkatzen um ihn herumgestrichen. Aber die bitterste Stunde war schon vor-

her gewesen, das letzte Zusammensein mit Briggit. Nun fuhr der Zug in den Bahnhof ein und nahm ihn mit. Menz setzte sich allein auf eine Bank, schaute unentwegt auf seine Schuhe hinunter, um die vertrauten lieben Bilder nicht zu sehen, die an den Fenstern vorüberglitten. Die Heimat und alle lieben Menschen liess er zurück, Schmerz und Weh des Abschieds nahm er mit, vor sich sah er nur harte Fremde, ungewisse Ferne und Jahre des Verzichts.

Ungleiche Preise.

Mit den ersten Frühlingsboten kamen seltsame Gäste nach Ennetbach. Männer mit Mappen und grossen Rollen. Arbeiter und Offiziere. Jeder Winkel in jedem Haus wurde als Zimmer vermietet. In den Felsen über dem Wald sollten tiefe Stollen und schwere Festungen eingebaut werden. Landkäufe wurden getätigt, Grundrechte durchforscht, Arbeiter angeworben.

Auch eine Anzahl junger Leute von Sonnwil meldeten sich für die Arbeit. Sie hatten wenig Sinn dafür, sich wegen dem alten Streit einen schönen Verdienst entgehen zu lassen. Jetzt rächte es sich, dass nie eine Brücke über das Tobel geschlagen worden war. Eine Transportseilbahn wurde von Ennetbach bis hinunter in den Talboden gebaut, für schwere Lasten. Jeden Morgen fuhren Arbeiter auf der luftigen Bahn hinauf. Baracken und eine grosse Kantine wuchsen aus dem Boden. Die Sonnwiler, welche am Stollenbau schafften, schliefen die ersten Monate daheim. Eines Morgens, da sie wieder von ihrer Bergstrasse herab auf die Station der Seilbahn zukamen, sahen sie erstaunt ein grosses Plakat angeschlagen. Mit mächtigen Buchstaben und Zahlen stand darauf geschrieben:

Tarif für den Personentransport
nach Ennetbach:

Arbeiter am Festungsbau	-.30
Einheimische	-.50
Fremde	1.-
Sonnwiler	3.-

Sie lachten, die jungen kräftigen Burschen. Sie hatten ihren Vertrag im Sack und kümmerten sich nicht um solche Witze. Sie hatten auch in der Kantine ihren eigenen Tisch. Mit den auswärtigen Arbeitern verstanden sie sich gut, der Lohn war hoch und mit der Arbeit wurden sie schon fertig.

Der grosse Andres im Tiefbrunnen verkaufte gern seine Milch zu einem höheren Preis, er nahm gerne jeden Monat das Geld für das vermietete Zimmer. Aber den Preis für den Streifen Land, den er für den Strassenbau hatte abtreten müssen, den nahm er nicht an. Ein

Oberst musste zu ihm kommen, um neuerdings zu verhandeln. Der Andres aber hatte keinen Respekt vor den goldenen Bündeln um die Mütze und vor den Sternen auf dem Kragen. Respekt hatte er nur vor grossen, runden Zahlen, vor harten Silbermünzen, die er vom Tisch in seine Tasche streichen konnte. „Und wenn ich bis vor das Gericht, bis vor den Bundesrat muss, ich gebe nicht nach.“ Der Oberst redete freundlich und manierlich mit ihm, erklärte ihm, wie die Andern verkauft hätten, dass diese Preise für diese Gegend ohnehin sehr hoch seien, mahnte ihn daran zu denken, dass es sich nicht um eine Spekulation, sondern um die Verteidigung unseres Landes handle. Der grosse Andres schüttelte den Kopf und nannte hartnäckig wieder seinen ersten Preis. Der Oberst stand vom Tisch auf und sagte. „Gut, dann wird die Sache der Kommission überwiesen, besinnt Euch noch einmal, es könnten Euch daraus noch Kosten entstehen.“

Am andern Morgen war die Strasse, soweit sie durch das Land vom Tiefbrunnen hindurchführte, mit einem starken Hag gesperrt. Der grosse Andres hatte in der Nacht mit eigenen Händen und Kräften die Pfähle eingeschlagen. Die Arbeiter fuhren mit den Lastwagen heran, betrachteten lächelnd die primitive „Tankspere“, rissen die Pfähle aus und warfen sie in die Matte hinein.

Der Tiefbrünneler kochte vor Wut, schrie und lärmte, dass es von den Felsen widerhallte, stürzte sich in das Sonntagsgewand und fuhr in die Stadt zum Advokaten. Vier Jahre sollte der Festungsbau dauern. So lange wollte er es schon aushalten mit Prozessieren.

Er wollte einen Rechtsanwalt suchen und brachte einen anderen Goldfisch mit nach Hause. Einen Herrn mit dicker, schwarzer Hornbrille, mit goldenen Ringen an den Fingern. „Armin Weber. Zürich-London-Amsterdam“ stand auf seiner Visitenkarte mit zierlichen Buchstaben gedruckt. Er hatte ihn im Wartzimmer des Anwalts getroffen. Sie waren ins Gespräch gekommen. Herr Weber war im Begriff, einen günstigen, abgelegenen Ort für eine Fabrik-Neugründung zu finden. – Ein neues Patent, aus Holzabfällen einen Kunstharzstoff herzustellen, eine neue chemische Umwandlung mit zweihundertprozentigem Gewinn. Herr Weber wollte sich die Gegend ansehen. Es sei gerade günstig, dass die Transportseilbahn bestehe. So könne für den Fabrikbau Zement und Eisenteile billig befördert werden. Er liess durchblicken, dass er gerne Leute aus der Gegend beschäftige, und dass es seine Gewohnheit sei, bei Neugründungen die Einheimischen mit gewissen Einlagen am Gewinn zu beteiligen. Er sprach sehr

fliessend Züridütsch und hatte eine gewaltige Hakennase. Er sass breit hinter dem Tisch, behielt seine dicke Aktentasche ständig neben sich. Er lobte den kühlen Most, er sei besser als Weisswein und sprach kräftig und mit Vergnügen dem geräucherten Schinken zu. So zarten, feinen Schinken bekomme man in ganz London nicht zu essen.

Dieser Herr Weber kam in den nächsten Monaten öfters. Man verhandelte über den Ankauf eines Grundstückes. Selbstverständlich war die grosse, ebene Matte im Tiefbrunnen weitaus am geeignetsten. Der Preis für den Boden wurde sehr grosszügig angesetzt und überdies zum grössten Teil in Gewinnanteilen. „Das ist ein Bodenpreis, das nenne ich Land verkaufen“, plagierte der Tiefbrunneler, „nicht so wie der Bund. Aber der muss mir auch noch zu Kreuz kriechen. Die Herren von Bern will ich schon noch auf die Knie zwingen.“

Die Leute in Ennetbach staunten, wie der grosse Andres auf einmal unternehmungslustig und grosszügig wurde. Früher hat er jeden Batzen viermal umgedreht und noch die Jahrzahl auswendig gelernt, bevor er ihn aus den Fingern liess, und jetzt kauft er paketweise Fabrikation, stellt Wein auf den Tisch und Braten. Das muss doch ein totsicheres und rentables Geschäft sein, sonst würde nicht unser geiziger Ürtevogt so viel hineinstecken. So sprach man in der Wirtschaft und hinter den zugezogenen Vorhängen. –

Der Mutter im Tiefbrunnen gefiel aber der dicke Fremde gar nicht. Nicht nur, dass der Vater alles stehen und liegen liess und jede Woche das Reisefieber bekam, auch das Auftischen und Weintrinken am Werktag und zu jeder Tageszeit passte ihr keineswegs in den Kram. Wenn sie aber ein Wort gegen den Herrn Weber einwendete, dann hiess es bald: „Davon verstehst Du nichts. In die grossen Geldgeschäfte soll man die Frauen nicht hineinreden lassen. Ihr seid einmal froh, wenn jedes Jahr eine schöne Summe Geld daher kommt, ohne dass Ihr den Finger rühren müsst. Dann werdet Ihr andere Gesichter machen als heute.“

Von weiten Reisen und einem wehen Herzen.

Derweil in Ennetbach die Bohrhämmer ratterten und die Sprengschüsse sich immer tiefer in den Berg hineinfressen, aus der Kantine jeden Abend Lärmen und Johlen ertönte, der Ürtevogt neuen Gewinnen nachsann, sass drüben in Kanada der Menz in einer Dachstube, verscheuchte die Mücken, die wild um seinen Kopf surrten und studierte in einem englischen Buch.

Herr Kocher hatte ihm geraten, nicht zu lange an einem Ort zu bleiben, um möglichst viel zu sehen und zu lernen und erst bei günstiger Gelegenheit sich festzusetzen. Er war hierhergekommen, weil man ihm einen Aufseherposten versprochen hatte. Nun stellte es sich heraus, dass er die Sprache zu wenig beherrschte und dass überdies Franzosen und Polen und Slowaken auf dieser Farm beschäftigt waren. Eine verflucht schwierige Arbeit, dieses Kauderwelsch zu verstehen und noch viel schwerer auszusprechen. Wörter auswendiglernen, Sätze bilden, wenn Kopf und Glieder so müde sind, wenn die Hitze das Blechdach über dem Kopf zum Knistern bringt. Und wenn die Gedanken so schnell davonfliegen, über die Wälder und Seen und das Meer. Fortfliegen und in den kühlen Bergen der Heimat einen Halt suchen. Nun ist er schon über ein Jahr hier im fremden Land auf Wanderschaft. Sicher er hat viel gelernt, viel gesehen. Er möchte diese Zeit nicht vermissen. Einsam ist man in grossen Städten, in Häusern, wo Hunderte wohnen, von denen man niemand kennt. Einsam ist man im Gedränge von Abertausenden. Einsam in der Kirche inmitten fremder Gesichter. Wie ist die Einsamkeit der heimatlichen Bergpfade wohlthätig, wo man keinem Menschen begegnet, im Vergleich zu der Verlassenheit im Menschengewühl. Er muss zugeben, er hat Glück gehabt. Er hat gute und gutbezahlte Arbeitsplätze gefunden. Aber selten hat ihn von daheim ein Brief erreicht. Vielleicht haben sie nicht geschrieben, vielleicht war er schon wieder fort, am nächsten Ort, in der anderen Stadt. Lagen Briefe irgendwo in einem Briefkasten, wurden von unbekanntem Menschen geöffnet und weggeworfen?

Und wieder zog er weiter. Im Winter in ein grosses Sägewerk. Hunderttausend Baumstämme schwammen auf dem Wasser. Riesige Anlagen verarbeiteten das Holz, Fabriken, kilometerweit dem Fluss entlang. Er war ein Mann unter tausend Arbeitern. Von dort zog er im Herbst in den Wald. In den unermesslichen Urwald Kanadas, auf einen weitverlorenen Vorposten der Hudsons Bay Company. Nur durch die Ätherwellen mit der Welt verbunden und durch das Flugzeug, das alle Wochen einmal auf dem See landete und nach einer Stunde wieder weiterflog.

Und von dort begann die grosse Reise mit der Forschergruppe mit Kahnfahrten auf unendlichen Flüssen und unheimlichen Seen, immer tiefer in die Wälder hinein. Abende im Zelt, während die Nachtvögel krächzen, der Elch seinen sehnsüchtigen Schrei vernehmen lässt, der durch Mark und Bein geht. In solchen Nächten kamen Zweifel über ihn, ob er je wieder diesem

Dickicht, diesem Tierreich entrinnen könne. Zweifel, ob er mit seiner kühnen Reise recht getan. In solchen Nächten sah er wieder die letzte Abschiedsstunde vor sich, da er sein liebes Brigit in den Armen gehalten. Wie hatte es ihm Liebe und Treue geschworen. Und wie schwer war es ihm geworden, diese Versprechen zurück zu weisen. „Ich gehe, um Dich zu gewinnen“, hatte er gesagt, mit Weh im Herzen, mit zugeschnürter Kehle, „ich weiss nicht, ob ich wieder zurück kommen kann. Darum sollst Du Dich nicht an mich binden. Du bist frei.“ Oh, hätte er doch das nie gesagt. Dann müsste er jetzt nicht jeden Mut verlieren und die Kraft zum Durchhalten. Und wie hatte es ihm damals den Hals umschlungen und so innig lieb, immer wieder ins Ohr geflüstert: „Ich will nicht frei sein. Ich will Dich lieb haben. Ich will für immer bei Dir sein.“ Und jetzt, dieses Schweigen, seit vielen Monaten kein einziges Wort. War alles umsonst? Wäre es nicht besser, gleich jetzt jede Erinnerung wegzuwerfen, hier in einem See abgrundtief zu versenken? Eine vernünftige, gute Arbeit zu suchen, sich niederzulassen. Anstatt mit den Monaten zu geizen und nur wegen der besseren Bezahlung in alle Gefahren hineinzurennen? Nicht die Schreie der wilden Vögel und der gefährlichen Waldtiere hielten ihn wach. Die Zweifel liessen ihn nicht schlafen. So waren die Nächte. Und die Tage waren gefahrvoll und streng.

„Ich muss einen Weg finden.“

In Ennetbach hielt der grosse Betrieb durch die Jahre an. Täglich fuhren die Arbeiter in Schichten in die Löcher. Jede Nacht bummernten die Schüsse aus der Tiefe des Berges. Geld war zu den Leuten hinaufgekommen, es hatte aber nicht allen Glück und Zufriedenheit gebracht. – Viele haben dem Ürtevoigt geglaubt, ihre ersparten Franken und Wertscheine an den neuen Fabrikbau einbezahlt. An dem Bau war vor Jahren begonnen worden, die Mauern ragten kaum aus dem Boden waren Schwierigkeiten eingetreten. Um das darangegebene Geld zu retten, mussten weitere Zahlungen gemacht werden. Mancher musste Geld aufnehmen, Bürgen suchen, wenn er nicht alles verlieren wollte. Herr Armin Weber, Zürich-London-Amsterdam, kam schon längst nicht mehr nach Ennetbach hinauf. Am Telefon konnte man ihn nie erreichen. Hie und da kam ein Brief von ihm, der Bau sei gesichert, die Arbeiten werden in der nächsten Zeit wieder aufgenommen. Zweimal kam sogar ein Telegramm aus dem Ausland. Dann wurde die Fortsetzung des Baues wieder über den Winter verschoben. Der grosse Andres, der

mächtige Mann, wurde mager und bleich. Schwere Sorgen gruben ihm tiefe Falten ins Gesicht.

Hansli war unterdessen grösser geworden. Die Wunden im Gesicht waren längst verschwunden. Aber mit der Zeit hatte das weniger verletzte Auge auch immer mehr an Sehkraft verloren. Wohl konnte er noch Tag und Nacht voneinander unterscheiden, aber viel mehr sah er nicht. Er tappte mit seinen zarten Händen den Wänden nach, hielt sich an dieser oder jener Schürze fest, wagte bei Gelegenheit einen Gang in den Stall hinüber oder setzte sich in das vermietete Zimmer hinauf, wenn Herr Strebel da war und mit der Schreibmaschine klapperte. Dort war es immer kurzweilig. Herr Strebel war ein munterer, junger Mann. Er pffte bei der Arbeit oder sang lustige Liedlein oder zählte laut die Rechnungsblätter zusammen. Er war Angestellter bei der grossen Baufirma, die den grössten Teil der Stollenarbeiten ausführte. In seinem Zimmer hatte er auch sein Büro eingerichtet und war auch tagsüber mehrere Stunden dort. Hansli durfte jederzeit zu ihm kommen, durfte ihn beim Vornamen nennen. Berchtold hiess er. Dem Hansli gefiel dieser Name sehr. Herr Strebel hatte wiederum eine Vorliebe für den Namen Brigit. Immer wenn er etwas brauchte, ein Glas Wasser, Zündhölzer, oder wenn ihm jemand auf das Telefon achten sollte, immer rief er: „Brigit!“ Hansli bemerkte auch, dass Brigit nicht mehr Herr Strebel, sondern Herr Berchtold sagte, und dass mit der Zeit nur noch der Name Berchtold übrig blieb.

Das war zu der Zeit, da der Vater einmal in einem Auto mit einem fremden Herrn heimkam, mit einem Advokaten aus der Stadt. Viele Papiere knisterten auf dem Tisch und stundenlang wurde in der Stube geredet und gerechnet. Am Abend kamen von vielen Häusern her Männer in die Stube, eine richtige Versammlung. Hansli konnte die halbe Nacht nicht schlafen, weil es unter ihm so laut und zornig zunging. Dort sprachen sie von Betrug und Unterschlagungen, von Gaunern und Vaganten und alle schimpften laut und ungeniert über den Vater. Erst lange nach Mitternacht fuhr das Auto wieder fort, aber die Männerstimmen in der Stube wurden erst recht heftig und laut.

Das war auch zu der Zeit, da der Vater an einem Sonntag viel zu spät von der Kirche heimkam. Er sprach kein einziges Wort, jagte alle hinaus und ass keinen Bissen. – Hansli hörte nachher, dass sie einen andern zum Ürtevoigt gewählt hatten.

Das waren böse Zeiten. Nicht nur Hansli, auch alle andern wichen ängstlich dem Vater

aus, wenn er seine wüsten Zornausbrüche bekam und tagelang wie ein böses Wetter donnerte.

Das war auch die Zeit, da der Knecht schimpfend und drohend das Haus verliess und auf dem ganzen Weg und weit noch die Strasse hinab fluchte und brüllte wie ein Stier.

Damals auch wurde Hansli einmal aus Berchtolds Büro fortgeschickt, trotzdem das Brigit auch da war. Und nachher fand er es in seinem Zimmer, hörte es schluchzen und weinen. Er ging zu ihm hin, merkte, dass es ganz nasse Hände hatte. Hansli fragte, ob ihm der Berchtold etwas zuleid getan habe. Brigit sagte:

„Geh, Hansli, ich kann Dich jetzt nicht brauchen.“

Aber Hansli blieb, weil Brigits Stimme wie heiser und ganz verändert war.

Dann fühlte er sich plötzlich eng von Armen umschlungen. Brigit küsste ihn und sagte.

„Hansli, Du musst mir helfen. Hansli, Du bist doch mein einziger treuer Freund, hilf mir.“

Das war so süss, Hansli wurde durch diese Worte voller Glück. Aber er wusste nicht, wie er dem Brigit helfen könnte. Dann hörte er:

„Du musst beten, Du musst viel beten, zur lieben Mutter Gottes beten, Hansli, ich weiss keinen Weg. Mir ist das Herz so

schwer, wie ein Stein. Ich kann das Unglück nicht mehr ertragen. Ich kann auch nicht aus diesem Unglück fort von Euch, alle dalassen, hilf mir Hansli.“

Da wurde auch des Hanslis Herz schwer. Er vergrub sein Gesicht in des Mädchens Schoss und weinte mit ihm. Dann fingen sie an zu beten. Und seither betete Hansli jeden Tag, lang und innig zur hilfreichen Gottesmutter, dass Brigit wieder froh und glücklich werde und ja nicht von ihm fortgehe.

In jenen Tagen reiste ein Brief von Ennetbach in die weite Welt hinaus, ein Flugpostbrief mit vielen Marken mit einem roten Zettel darauf „Eingeschrieben“, ein dünnes graues Papier mit zierlichem Rand. Er reiste in einem dunkeln Sack mit der Bahn, dann flog er über die Grenze, über weite Wälder, über neue und zertrümmerte Städte, über rauchende Fabriken, breite Ströme, über das unendliche Meer. Dann wurde er gestempelt, umadressiert, blieb lange liegen, bekam wieder eine neue Adresse, reiste weiter, flog wieder über ein Meer von Bäumen,

über glitzernde Seen und Ströme und blieb dann liegen, Wochen, Monate lang. Dann kam er in die Hände eines jungen Mannes, der in hohen Schaftstiefeln daherkam, mit Lederjoppe und Gewehr. Diese Hände waren rau und narbig, aber schwer und stark wie Tatzen. Das Gesicht des jungen Mannes war braun gegerbt von Sonne, Wetter und Wind. Der Brief wurde gefaltet und in die Tasche gesteckt. In einem kleinen Zimmer, das angefüllt war mit Fellen und Waffen, Koffern und Taschen, wurde er wieder ans Licht genommen und geöffnet. Die knobligen Finger gingen unbeholfen mit dem feinen Papier um. Was war denn das? So lange braucht

man doch nicht, um die wenigen Zeilen zu lesen. Warum zittern diese jungen Hände? Warum fallen Tropfen auf das zarte Papier? Das über und über beschriebene Kuvert lag aufgerissen auf dem kleinen Tisch. Es konnte zuschauen, wie der Menz unverwandt auf den Brief starrte, wie seine Augen glänzten und nass wurden, wie er unbeweglich, mit aufgestützten Armen über den Brief geneigt verharrete. Langsam und zögernd nur ein leises Flüstern zuerst, summte er eine Melodie. Er las die Worte dazu aus dem Brief heraus, dann bewegten sich seine Lippen. Er begann leise zu singen:

Zieh ich fort, dann seh' ich prächtig

wie ein Wunder, unbekanntes Land.

Bin ich ferne, zieht mich mächtig,

ohne Ruhe, eine starke Hand

heim, zurück zu meinen blauen

Abendbergen und den Auen,

wo die Glocken Lieder singen,

von den Felsen wiederklingen.

Auf dem nahen See landete ein Flugzeug.

Rufe erschallten. Menschen liefen her. Kinder jubelten und schrien. Ein Motorboot brachte Lasten und Gepäck. Frauen eilten über die Strasse. Männer verhandelten, riefen und winkten. Menz sah und hörte nichts. Seine Gedanken waren weit fort. Er sah sich mit seinen Dienstkameraden auf dem hohen Grat, sah den Abend über die Täler schleichen, hörte leise den Wind und darin die Stimme seines Freundes Bärts Muheim. Dann wieder sah er im dichten



„Hansli, Du mußt mir helfen.“

te dazu aus dem Brief heraus, dann bewegten sich seine Lippen. Er begann leise zu singen:

Zieh ich fort, dann seh' ich prächtig

wie ein Wunder, unbekanntes Land.

Bin ich ferne, zieht mich mächtig,

ohne Ruhe, eine starke Hand

heim, zurück zu meinen blauen

Abendbergen und den Auen,

wo die Glocken Lieder singen,

von den Felsen wiederklingen.

Auf dem nahen See landete ein Flugzeug.

Rufe erschallten. Menschen liefen her. Kinder jubelten und schrien. Ein Motorboot brachte Lasten und Gepäck. Frauen eilten über die Strasse. Männer verhandelten, riefen und winkten. Menz sah und hörte nichts. Seine Gedanken waren weit fort. Er sah sich mit seinen Dienstkameraden auf dem hohen Grat, sah den Abend über die Täler schleichen, hörte leise den Wind und darin die Stimme seines Freundes Bärts Muheim. Dann wieder sah er im dichten

Unterholz des Tobelwaldes weisse Ärmel, ein braunrotes Mieder, hörte die gleiche Melodie, höher gesungen, rein wie ein Geigenklang über das Tosen des Baches zu ihm hinüberschwingen. Damals trennte ihn der schwarze Abgrund vor dem geliebten Mädchen. Heute trennten ihn viele tausend Kilometer Wald und Land und das unendliche Meer. Das Tageslicht verdämmerte. Unbeweglich blieb Menz sitzen. Immer wieder kam und ging wie aus weiter Ferne die Melodie. Dann richtete sich seine Gestalt hoch auf. Er legte den Brief auf den Tisch, der nur mehr wie ein grauer Schimmer zu sehen war. Er griff sich mit beiden Händen an den Kopf: „Ich muss einen Weg finden. Muss jetzt einen Weg finden.“

Krank und Elend.

In Ennetbach im alten schönen Bauernhaus sitzen die Leute um den Tisch. Eine dampfende Suppenschüssel steht da. Ein junger Knecht sitzt am Platz des alten. In friedlichem Gespräch wird wacker gegessen. Nur der grosse Andres isst wenig. Plötzlich lässt er den Löffel fallen und greift sich an den Leib. Sein Gesicht verzieht sich zu einer schmerzverzehrten Fratze. Die Mutter und die Töchter springen auf: „Vater, was ist Dir?“ „Lasst mich“, presst er aus den zusammengebissenen Zähnen hervor. Nun lehnt er sich zurück, sinkt auf die Bank nieder. Brigit zieht den Tisch fort und hilft ihm, sich auf der Bank auszustrecken. Die Mutter telefoniert in aller Angst dem Arzt. Sie wollen ihn ins Bett tragen. Er lässt niemand an sich herankommen. Stöhnend bleibt er dort in der krummen Haltung liegen.

Der Arzt kommt. Er hilft ihn ins Bett legen, untersucht lange und gründlich, macht ihm eine Einspritzung, verordnet Ruhe und Medikamente. Dann geht er mit der Frau vor das Haus hinaus. Er stellt einige Fragen. „Hat Euer Mann schon früher solche Anfälle gehabt?“ „Nicht dass ich weiss, aber er sagt nie etwas von seinen Schmerzen.“ „Ist Euer Mann in der letzten Zeit, wie man so sagt, schlechter Laune gewesen, ich meine, ist er oft zornig und wütend gewesen, hat er viel Ärger gehabt?“ „Ja, Herr Doktor, viel Kummer und manchmal ist ihm dann auch der Zorn hochgekommen.“ „Erst in letzter Zeit? Oder ist das Übel schon länger in ihm?“ „Herr Doktor, wenn ich sagen darf, schon recht lange.“ „Gut, vorläufig ist keine direkte Gefahr. Ruhe, Diät, keine Aufregung. Ein Gallenleiden. Ich komme wieder. Werden sehen, wie sich das machen lässt. Also, gute Frau, Kopf hochhalten, nicht jammern, sondern gut pflegen. Wird schon gut werden. Auf Wiedersehen, Frau Christen.“

Einige Zeit später holten sie den Vater im Tiefbrunnen mit dem Krankenwagen ab. Sie führten ihn in den Spital zur Operation. Jeden zweiten Tag fuhr die Mutter mit dem Transportseil ins Tal und mit der Bahn in die Stadt. Die Arbeit zuhause wuchs den Zurückgebliebenen buchstäblich über den Kopf. Das erste Heu stand schon überreif auf den Matten. Wer sollte mit den Kühen auf die Alp? Hilfskräfte waren nicht zu bekommen. Alles war beschäftigt beim Stollenbau. Das Gras wuchs fast so hoch wie die Mauern, die immer noch in der grossen Matte standen und an den unglücklichen Fabrikbau erinnerten.

In einem Auto brachten sie den Vater zurück. Die Hosen schlotterten um seine Knie. Der Tschopen hing ihm vorne wie ein Sack herunter. Die schwarzen Haare auf dem Haupt waren seltener geworden.

Mit ihm war Schwester Hedwig heimgekommen. Er stützte sich auf sie und die Mutter beim Hineingehen ins Haus. Wie war er jetzt froh um sie. Lange Zeit war verstrichen, seitdem sie hier aus dem Haus fortgegangen war im Unfrieden mit dem Vater. Er war so sehr dagegen gewesen, dass sie den Beruf einer Krankenschwester ergreife. Er hatte ihr keinen Rappen für die Ausbildung gegeben. Von einer Tante musste sie damals das Geld entleihen und nachher pünktlich wieder zurückbezahlen. Und nun kam sie heim, damit der Vater sich auf sie stützen kann, beim Eintritt in sein Haus als schwacher, unbeholfener Mann und damit er eine gute Pflege hat. Ja, manches hatte sich bei ihm geändert.

Wie dankbar war er in diesen Tagen der Krankheit für jede Handreichung, für jeden sicheren festen Zugriff der geübten Hand. Wie folgten seine Augen ängstlich seiner Tochter, wenn sie in die Nähe der Türe trat, ob sie hinausgehe und ihn allein lasse, oder ob sie wieder zurückkomme, ihm die Hand halte und mit der gütigen, weichen Stimme seine müden, trüben Gedanken verscheuche. Wer hätte früher gedacht, dass der grosse Andres von seinem fortgelaufenen Hedi mit so viel Respekt und Verehrung reden würde. Und wer hätte sich ausmalen können, dass der bärbeissige Urtevogt jeden Abend darauf wartete, bis seine Tochter mit dem Weihwasser zu ihm kam, ihm lieb und fromm das Kreuzzeichen machte und sagte: „So, lieber Vater, jetzt empfehlen wir uns dem lieben Gott und allen Heiligen und überlassen uns im Vertrauen auf Gottes Hilfe einem säftiglichen Schlaf.“ Es sagte das jedesmal mit einer so lieben Stimme, mit so viel kindlicher Aufrichtigkeit, dass er Schmerzen und Hinfälligkeit vergass und dem lieben Gott aus vollem

Herzen dankte, dass er in so gute Hut und Pflege kommen durfte. Hedi half aber auch in der Küche, bei der Wäsche und mit Stahlspänen und Bodenlumpen und fand trotzdem noch Zeit, mit Rechen und Gabel einzuspringen. Die Mutter war glücklich wie schon lange nicht mehr. Jeden Tag konnte sie das Zunehmen der Kräfte verfolgen. Hedi, ihr liebstes Kind, war da und blieb noch manche Woche. Kein Misston störte den Frieden des Hauses. Hedi fand aber auch noch Zeit, mit dem Brigit in einen stillen Winkel zu verschwinden. Und was da getuschelt und besprochen wurde, davon wissen nur die verschwiegenen Holzwände und die blühenden Blumen auf dem Tisch.

Ungewohnt ist es für eine Krankenschwester, dreihundert Kilbikrapfen zu backen. Aber Hedi wollte seine Schwester Brigit nicht im Stich lassen. Berchtold hatte ihm ein besonderes Anliegen vorgebracht. – Die Arbeiter von Sonnwil wollten zur Feier der glücklichen Beendigung ihres Stollens ein Riesenfest mit Tanz abhalten. Papierwimpeln und Fähnchen waren in der Waldlichtung bereits aufgepflanzt. Ein Tanzboden aus Brettern gelegt, ein Podium aus Bierkisten für die Musik aufgerichtet. Nun sollten noch Kilbikrapfen und Süssigkeiten für die geladenen Gäste bereitgestellt werden.

Die Sonnwiler erwarteten Gäste von daheim. Für den Fall, dass die Ennetbacher Mädchen nicht mit ihnen tanzen wollten, hatten sie ihre Schwestern und Bekannten eingeladen. Am Abend sollte ein richtiger Rummel, eine lustige Bergkilbi losgehen. Der Tag war herrlich blau über den Bergen aufgegangen und versprach eine milde, wohlige Frühlingsnacht. Während der Vater in seinen Kissen ein friedliches Mittagsschläfchen hielt, sprotelte in der Küche Butter und Fett, klapperten die grossen Kuchenbleche und lispelten und lachten die Mädchen. Annili fuhr mit dem Räderli krumm und gerade durch den Teig. Die Luft war voll Fettgeruch und Rauch und dämpfte das blendende Weiss an Hedwigs Häubchen. Wer hätte das je gedacht, dass in diesem Haus einmal drei Ennetbacher Mädchen so eifrig und freudig für Sonnwiler-Buben Krapfen backen würden!

Wie dem Vorstand die Brille auf die Nase fällt.

Währenddem in der Küche und auf dem Festplatz die letzten Vorbereitungen getroffen wurden, stieg aus dem ankommenden Zug im Taldorf ein junger Mann aus, gross und schlank in fremdartigen Kleidern. Sein Gepäck stellte er im Bahnhof ein und schaute sich lange und bedächtig um. Sein Blick wanderte zu den Bergen

hinauf, zu jedem Schneefeld und Grat, streifte die dunkeln Tannenwälder, die grün werdenden Alpen, sank herab auf die Giebel und Dächer der Häuser. Dann betrachtete er den neuen Anbau am Bahnhof, die bunten Blumenbeete neben den Bänklein und sah dabei auch einen zarten Bub, der einsam dort sass. Eine schwarze Brille verdeckte seine Augen. Der fremde Mann setzte sich zu dem Bub und begann mit ihm zu plaudern: „Wie heissest Du?“ Der Bub erschrak ob der Stimme. Wohl hatte er Schritte auf sich zukommen gehört. Aber er hatte nicht diese Stimme erwartet. „Hansli heisse ich, wer bist Du?“ Nun erst entdeckte der Angekommene, dass der Bub blind war. „Ich bin der Menz Christen von Sonnwil.“ Da fing der Bub an ihn zu betasten: „Ist das wahr, wie kommst Du denn daher? Brigit sagte immer, Du seiest in Amerika, weit über alle Meere.“ „Ja und jetzt bin ich halt eben wieder da, gerade just angekommen. Und was machst Du da?“ „Ich warte, bis man mich holt. Ich musste zum Doktor und dann nimmt mich jemand mit. Sonst kam immer Brigit. Aber heute hat es keine Zeit, es muss für den Berchtold Küchli backen.“ „Wer ist das, der Berchtold?“ „He, der ist bei uns, schon mehr als drei Jahre, bei uns im Tiefbrunnen.“ Menz dachte eine Weile nach und sagte dann: „Wie kommst Du denn nach Hause?“ „He, zu Fuss bis zum Transportseil und dann geht's im Hui hinauf.“ „Wer kommt Dich denn holen?“ „Ich weiss es nicht, jemand von Ennetbach.“ „Willst Du mit mir hinaufgehen?“ Hansli überlegte ein wenig, fuhr wieder mit der Hand über die fremden Hosenbeine und sagte dann: „Wenn Du wirklich der Menz bist, dann komme ich schon.“ „Also, warte noch einen Augenblick, ich komme gleich wieder.“

Menz ging in den Bahnhof hinein zum Vorstand und sagte: „Ich nehme den Bub nach Ennetbach mit, wenn noch jemand kommt ihn abzuholen, dann richtet es bitte aus.“ Der Vorstand schob seine Brille über die Stirne hinauf, schaute über das Pult hin und reklamierte: „Jä, das geht nicht. Ich kann den Hansli nicht irgend einem Fremden mitgeben.“ „Habe ich mich denn so stark verändert? Kennt Ihr mich denn nicht mehr? Der Menz Christen von Sonnwil?“ Nun fiel ihm vor Staunen die Brille wieder auf die Nase. „Ihr seid der Menz? Ja natürlich. Wo kommt Ihr denn her? Ja, das ist eine Überraschung. Ja so, ja dann könnt Ihr den Hansli natürlich schon mitnehmen, selbstverständlich. Nein sowas, gradenwegs von Amerika und kommt einfach so daher, sapperlot, und bäumig ausstaffiert. Ist alles gut gegangen? Reich geworden?“ Menz lachte, legte den Finger an die Lippen: „Soll noch geheim bleiben, nichts verrä-

ten! Auf Wiedersehn und danke schön für den Willkomm.“ Dann nahm er den Hansli bei der Hand, ging mit ihm durchs Dorf und auf der Landstrasse dem wilden Bach nach.

In Ennetbach auf der Waldwiese, auf dem Festplatz der Sonnwiler, ging es hoch her. Laternen und Lampions beleuchteten die Tanzenden und die Tische und Bänke ringsum, die voll besetzt waren. Nach und nach, bei Dunkelwerden, waren auch die Ennetbächler herzugekommen. Sie blieben lange bei den Bäumen stehen. Sie waren nur hergekommen, um einen kurzen Augenblick zuzuschauen. Aber die lüpfige Ländlerkapelle spielte so rassig, und das Klarinett trillerte die Töne so über und übermütig bis in alle Höhen hinauf, dass die stehenden Männer ein Krippeln und Krappeln in den Beinen spürten. Flinke Mädchen in schmucken Trachten traten zu ihnen hin, boten ihnen einen Trunk an, Most und Bier und Wein, nur so nach Wunsch. Und Kilbikrapfen, die dufteten so maulerlich und verführerisch und kitzelten die Nasen. Ja nun, einen Bissen und einen Schluck konnte man doch nicht gut abschlagen. Sie kamen immer näher. Da und dort setzte sich einer an den Tisch. Nur wenige gingen wieder fort.

Der Toni vom Vorsäss tanzte mit seiner jungen Frau einen Walzer, rechts herum und links herum im wilden Wirbel und der Willi hopste mit dem Bethli auf den rauen Brettern herum wie ein lockender Spielhahn. Frohe Lieder und kecke Jauchzer stiegen in die Luft, die mit einem netten Räuchlein aus Stumpfen und Pfeifen gefärbt war. Nur die Mädchen von Ennetbach waren nicht da. Die Männer hatten sie zu Hause eingesperrt. Das heisst dort drüben in der Ecke am langen Tisch sassen die drei vom Tiefbrunnen. Die Mutter hatte für diesen Abend die Krankenpflege übernommen. Sie hatte gemeint, die Mädchen sollten auch wieder einmal einen fröhlichen Abend haben. Schwester Hedwig hatte ihre weisse Schürze mit einer schmucken Tracht vertauscht und sass frohgemut und rotbackig neben dem Berchtold. Brigit sprang alle Augenblicke wieder von seinem Platz auf, half beim Bierfass und ging mit dem Weinkrug den Tischen nach.

Und die Bassgeige brummt.

Zwischen den Männern und Frauen, die am Waldsaum stehen geblieben waren, tauchte der Menz auf. Er fiel nicht weiter auf, denn es waren ja viele da, die man nicht alle kannte. Menz nahm sich Zeit, die frohe Festgemeinde gründlich zu mustern. Die Beleuchtung war nicht so übermässig hell. Und doch glaubte er dort drüben Brigit zu erkennen. Er sah es im traulichen

Gespräch mit einem flotten, jungen Mann. Ob das der Berchtold war, von dem der Hansli so viel erzählt hatte? Nun sah es gerade zu ihm her. Er winkte mit der Hand. Es tat so, als ob es ihn nicht kenne, wendete den Blick wieder ab und dem Freund an seiner Seite zu. Lange schaute es nicht mehr auf, plauderte aber umsonnetter mit seinem Tischnachbar. Menz empfand ein eigenartig beklemmendes Gefühl. „Brigit ist doch nie kurzsichtig gewesen“, dachte er. Und doch blieb er stehen und schaute weiter zu.

Das Mädchen vermied es ganz offensichtlich, wieder daher zu schauen. Menz war sich gewohnt, lange und unbeweglich auf dem Anstand zu stehen. Seine Beine wurden nicht so rasch müde. Unverwandt betrachtete er das Paar. Wie zierlich das Mädchen die Hand hob, wie nett drehte es das Köpfchen und mit welchem Schalk lachte es über den Tisch hin. Eine glühende Hitze stieg ihm in den Kopf. Er hörte sein Herz laut schlagen, trotz dem Brummen der Bassgeige, den rhythmischen Akkorden der Handorgeln, trotz dem Jubilieren des Klarinetts. „So“, dachte er voll Wehmut, „das scheint ja ein ganz solides Paar zu sein. Menz, da kannst Du wieder hindersi zum Wald heraus. Hast Deine grosse Reise umsonst gemacht.“ Aber ohne ein Auge abzuwenden, wie ein Jäger, der das Wild kommen sieht und nur wartet, bis es in die Schussnähe vorrückt, starrte er zu den beiden hinüber. Da hörte er plötzlich eine helle vertraute Stimme nahe bei sich: „Ein Trunk gefällig? Wein oder Bier?“ Wahrhaftiger Gott, Brigit stand vor ihm. – Er ergriff das dargebotene Glas. Seine Hand zitterte während dem Einschenken. Er hob das Glas: „Zum Wohl, Berggeissli!“ Brigit schaute jäh auf. Dann fiel der Krug aus seiner Hand ins Gras. „Menz!“ Ein einziges Wort, nur halblaut gesprochen und drang doch wie ein Schrei aus der Brust. Dann ein tiefes, so herrlich erlösendes Atemholen. „Du bist da!“ Jetzt erst beachtete Menz, dass er ganz allein dastand. Er zog das Mädchen mit sich, zurück in den Schatten und die Stille der Bäume. Der Wein rann still aus dem Krug ins Gras. Mit welcher Seligkeit, mit welcher aufjubelnder Wonne sank es an seine Brust! Des Mädchens Arme umschlangen ihn, hielten ihn, liebkosten ihn: „Du bist da!“ Nur diese Worte und wieder nur diese einfachen drei Worte. So viel lag in ihnen geborgen. Die ganze Seligkeit, die alle Angst und Not und jedes Weh verrinnen und zerfliessen lässt. „Du bist da.“ Damit fanden sich die Lippen und redeten eine Sprache, die alle Worte überflüssig macht. Wie innig lieb hielten sie sich umfassen! Wie glücklich, wie aller Freuden voll schlugen ihre Herzen im überirdischen Einklang der Liebe! Er musste

nicht fragen, bist Du mir treu geblieben? Er konnte nur nehmen, fest in seine Arme, in sein Herz aufnehmen, was es ihm all die Jahre aufbewahrt und geschenkt hatte. Das Rauschen des Windes, das Singen und Jauchzen, die lustigen Triller des Klarinetts. Sie hörten es nicht. „Du bist da! Du bist mein – für immer!“

Lange, ach wie selig lange, dachte es nicht an seinen Krug. Dann ging es von ihm fort zurück zu den fröhlichen Menschen. Menz kam nachher von der anderen Seite auf die Festwiese herein. Unvermerkt trat er an den Tisch, streckte Hedwig seine Hand hin und sagte. „Nun habt Ihr mich zum zweiten Mal für den Narren gehalten. Grüss Gott, Schwester Hedwig!“ Das Mädchen schaute staunend in das ihm völlig fremde Gesicht, zögernd bot es ihm die Hand: „Ich weiss nicht?“ Menz sagte mit einem listigen Zwinkern der Augen. „Ich weiss schon. Ich will Euch später erzählen.“ Dann ging er von dem verdutzten Mädchen fort. Dort sassen ja seine Brüder und Schwestern. Wie die Mädchen gross und stark geworden waren. Und wer sass denn da beim Toni? „Grüss Gott mit einand“, bot er ihnen über den Tisch hinüber seinen Gruss. Toni sprang auf: „Menz, Du gottvergessener Halunk, wo kommst Du her?“ Die jüngste der Schwestern, das Bethli, schrie überlaut: „Der Menz, der Menz ist da, unser Menz!“ und trommelte mit beiden Fäusten auf den Tisch, dass die Gläser tanzten.

Und nun liess er sich nieder inmitten seiner Sonnwiler auf der Festwiese in Ennetbach. Und alles schien ihm wie ein Wunder. Er lernte seine Schwägerin kennen. Er hörte von daheim erzählen. Er berichtete von dem Riesenschiff, mit dem er über das Meer zurückgefahren. Aber immer wieder wurde ihr Berichten unterbrochen, weil seine alten Bekannten von Sonnwil mit einem „Grüss Gott, Menz“ dazwischen fuhren.

Auf der Bühne der Musikanten gab es plötzlich Radau. Der Klarinetrist verlangte mit grossem Lärm: „Ruhe – Silentium!“ Er jagte alle Paare vom Tanzplatz, stellte sich gewichtig in der Mitte auf und rief: „Ein grosses Ereignis ist eingetreten. Noch ein wichtiger Grund ein Fest zu feiern, ja, nochmals ein neues Fest anzufan-

gen. Unser lieber Menz Christen vom Vorsäss ist soeben von Amerika heimgekommen. Ein

Tusch und ein Solotanz für den lieben Menz!“

„Bravo, Bravo!“ riefen die Leute, „Er soll leben. Er soll hochleben. Prosit Menz!“ Etwas verdattert schaute Menz zuerst auf das Bethli, dann auf das Vrenili, dann aber stand er mit einem Ruck auf, holte das Brigit von seinem Platz weg und tanzte mit ihm einen Walzer. Links herum, rechts herum, mit Jauchzer und Träbelen, bis die Leute in die Hände klatschten und er, vor lauter Freude, fast gar in die Lüfte ging.

Lachend und singend fuhren sie dann mit der Seilbahn ins Tal und auf

einem Lastwagen nach Sonnwil hinauf. Die Musik begleitete ihn bis vor die Haustüre. Alles war noch dunkel. Verschlafen erhob sich der Vater vom Bett, brummte etwas von Frechheit und Unverschamt. „Zuerst tönt es über das Tobel hinüber, dass man nicht schlafen kann, dann kommt die ganze Zigeunerbande noch hierher.“ Damit stiess er erbost die Fensterladen auf und wollte den Ruhestörern im Hemd eine gesalzene Strafpredigt halten.

Das Licht aus der Kammer fiel gerade dem Menz ins Gesicht. „Guten Morgen, Vater, früh auf!“ „Ja Himmel, Herrschaft, Sapperment, seh ich recht? Du bist doch nicht der Toni.“ „Nein, der Menz!“

Aus der Strafpredigt wurde nichts. Der Klarinetter fing zu singen an: „Der Menz ist da, der Menz ist da, es tönt von allen Klüften!“ Der Vater drehte sich in seiner würdigen Gewandung um. „Mutter, steh auf, der Menz ist da.“ Dann nahm er die beiden Fensterladen zu. Mit blossen Füssen kam er zur Haustüre begrüßte seinen Sohn mit den herzlichen Worten: „Einen Schlag könnte man bekommen, Du Lausbub, einen Herzschlag, so eine freudige Überraschung.“ Dann strömten die Leute ins Haus. Die Mädchen verflogen in Küche und Keller. Die Mutter nahm vor allen Leuten ihres Sohnes Kopf in beide Hände, schaute ihm tief in die Augen: „Du bist doch ein lieber Kerl, dass Du wieder gekommen bist,“ und gab ihm einen währschaften Kuss. Tuudilidui macht's Klari-nett. – Brumm, brumm, brumm, die Bassgeige, die kaum recht in der niederen Stube grad ste-



Dann fiel der Krug aus seiner Hand ins Gras.

hen konnte. Teller kamen auf den Tisch, Gläser in die Hände, ein Kaffeeduft drang von der Küche her in den lustigen Rauch. Gesteckt voll die ganze Stube. Alle Fenster auf! – „Der Menz ist da!“

Wenn die Hand sich öffnet.

In den nächsten Wochen nach dem Waldfest der Sonnwiler schwirrten in Ennetbach alle nur möglichen Gerüchte herum wie Fledermäuse in einem verlassenen Stall. Der reiche Fabrikant Weber, Zürich-London-Amsterdam sei in Deutschland verhaftet und eingesperrt worden. Er habe dort auch eine solche Fabrikgründung in die Wege geleitet, Gelder aufgenommen, einen Bau angefangen, eine Aktiengesellschaft gegründet und sei dann aus der Gegend verschwunden. Diese Meldung brachte in viele Häuser grosse Aufregung. Von einem Zuchthäusler war wohl nicht viel mehr zurückzufordern. Der Advokat von der Stadt musste kommen und die Leute beruhigen. Diesmal fand die Versammlung nicht mehr im Tiefbrunnen statt. Der grosse Andres war noch nicht soweit bei Kräften.

Selbstverständlich hatte auch der Solotanz auf der Waldwiese viele Gemüter in Bewegung gesetzt. Viele sprachen so, als hätten sie immer davon gewusst, dass des stolzen, alten Ürtvogts Brigit einen gewöhnlichen Sonnwiler zum Schatz habe und dann noch den, der einmal in der Nacht schlafend an der Kapellensäule angebunden gewesen sei. Aber in letzter Zeit habe man nicht mehr davon geredet, weil ja der Bauführer am Stollenbau die ganze Zeit um das Mädchen herumgeschwänzelt sei. – Schliesslich könne auch das Brigit nicht zwei auf einmal heiraten. Andere Leute wieder sprachen mit mehr Respekt vom Menz. Jemand behauptet, er hätte ihn mit eigenen Augen in der Kantonalbank gesehen, wie er einen Zettel unterschrieben habe und daraufhin ein ganzes Pack grosse Banknoten entgegengenommen und nur so nachlässig in die Hosentasche gesteckt habe. Er soll in Kanada mächtig Geld verdient haben, er sei bei einem Sägewerk beteiligt gewesen.

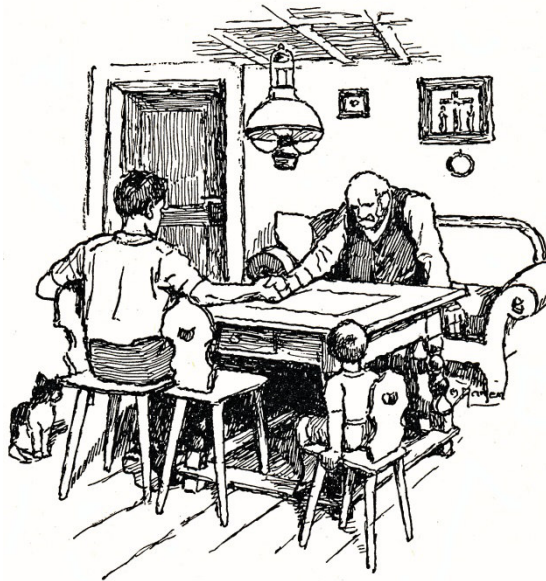
Andere Leute wieder konnten es immer noch nicht verwinden, dass einige Mädchen von Ennetbach auf die Festwiese geschlichen waren und dort mit Sonnwilern getanzt haben. Zu ihrer Ehre aber sei gesagt, und das wurde immer wieder betont, kein einziges hätte gewagt zu tanzen, wenn nicht das Brigit mit seinem Solotanz ohne jede Scham und wider die uralte Tradition zuerst getanzt hätte. Überhaupt sei es

jetzt dann Zeit, dass der Stollenbau fertig sei und man sich wieder besser die Sonnwiler vom Hals halten könne. Der grosse Andres habe ja einen Rückfall bekommen, da man ihm von der Schande seiner Tochter berichtet habe.

So schwirrten die Reden und Fragen über die Tische hinweg, über die Betten und über die Pfannen hin und flogen zum Rauchfang hinaus. Niemand wusste Genaueres, niemand wusste, wohin Menz plötzlich, wie vom Erdboden verschwunden war. Tatsache war, dass Menz ein nettes Bankkonto bei der Kantonalbank hatte. Dass er dort auch einen ansehnlichen Check eingelöst hatte. Aber nicht von seinem Geld. Menz war nämlich nicht allein von Kanada in die Schweiz zurückgereist. Ein Herr aus der kanadischen Forschergruppe hatte ihm die Heimreise bezahlt und hatte ihn als Begleiter angestellt, um diesen Sommer die schönsten Schweizerberge zu besteigen. Er hatte im kanadischen Urwald die Treue und Zuverlässigkeit des jungen Schweizers erprobt, er konnte sich keinen besseren Bergkameraden vorstellen. Nun kletterte also Menz im Engadin und im Wallis und nachher in den Berner-Bergen herum. Wenn aber wieder eine Pause, eine Ruhewoche eingelegt wurde, dann tauchte Menz wieder in der Urschweiz auf.

So kam er einmal unvermutet im Haus zum Tiefbrunnen zur Haustüre herein, klopfte und trat in die Stube. Der grosse Andres sass hinter dem Tisch und schaute verwundert auf. Er war noch nicht so gut auf den Beinen, dass er so plötzlich hochspringen konnte. „Guten Tag, Herr Christen“, bot ihm Menz freundlich die Hand. Der Vater brummte: „Auch guten Tag.“ Menz fuhr ganz fröhlich fort: „Es scheint, dass ich heute einen glücklichen Tag habe. Eigentlich wollte ich mit Eurer Tochter reden. Aber weil ich Euch gerade so schön allein treffe, ist mir das noch lieber.“ Der Vater lehnte in die Ecke auf das Kissen zurück und sagte. „So, und?“ „Wisst Ihr, warum ich von Kanada zurückgekommen bin?“ „Eh nu, das geht mich auch nichts an.“ Menz zwinkerte mit den Augen und sagte. „Und doch könnte es Euch etwas angehen. Wegen dem Brigit, wegen eurer Tochter bin ich wieder heimgekommen. Ich wollte sie fragen, ob sie mich heiraten will. Und weil Ihr jetzt so schön gemütlich in der Stube sitzt, will ich jetzt zuerst Euch fragen, ob Ihr etwas dagegen habt.“ Andres begann mühsam zu husten. Dann rief er: „Hedwig, Hedwig, Mutter!“ Aber kein Mensch war zuhause.

Nur der Hansli kam leise durch die Türe geschlichen. „Hansli, geh hinaus“, sagte er aber nicht unfreundlich. Menz wartete geduldig. Der Vater sprach kein Wort. „Ich habe gehört, Ihr seid schwer krank gewesen. Aber wie ich sehe, geht es Euch wieder verhältnismässig sehr gut.“ „Langsam, langsam, es ist ein Elend“, stöhnte der Vater. „Ja, wenn Ihr meint, dass Euch mein Besuch zu sehr anstrengt, kann ich ja ein andermal wieder kommen. Ich möchte nicht, dass Ihr meinetwegen Beschwerden habt – im Gegenteil.“ „Was im Gegenteil?“ frug er sogleich. „Ich will Euch doch helfen“, sagte Menz. „Schöne Hilfe, wenn man die beste Arbeitskraft aus dem Haus fortnehmen will.“ „Im Gegenteil“, lachte Menz, „eine gute Kraft ins Haus bringen. Ihr braucht doch jetzt einen tüchtigen, zuverlässigen Helfer, sozusagen einen guten Meisterknecht, wenn Euere Kräfte nicht sogleich wieder aufkommen. Als Euer Meisterknecht will ich kommen und hier anfangen.“ Unter den dichten Brauen schauten zwei prüfende Augen hervor. Sie schienen zu fragen: kann man dir vertrauen, was bist du wert? Menz hielt den Blick ruhig aus. Er hatte schon manchen harten Blick ertragen müssen, hatte schon oft schweren Prüfungen standgehalten und manch böser Gefahr ins Angesicht geschaut. „Was meint ihr, Herr Christen, so ein guter Meisterknecht ist heutigen tags nicht so leicht zu bekommen, gebt mir doch einen guten Anfang und Willkomm“, aufrichtig und treuherzig redete Menz und mit dem Unterton einer ehrlichen Bitte. Darnach richtete sich der alte Ürtvogt auf, legte seine Arme auf den Tisch, neigte sich vor, starrte auf die verkritzte Schieferplatte. Dann fing er an zu reden: „Mich hat Gott geschlagen. Ich weiss warum.“ Schwer ging sein Atem. „Ich wollte alles allein machen und können. Jetzt habe ich Zeit darüber nachzudenken.“ Lange blieb er unbeweglich und stumm. Menz sagt kein Wort. Dann fährt der Vater langsam und zögernd wieder fort: „Ich hab zu hoch greifen wollen. Und Gott hat mir alles genommen. Das Geld ist fort und Schulden sind da. – Die Kräfte sind unter den Messern der Doktoren verserbelt. – Ehr und Amt ist verspekuliert. Das hat so kommen müssen, ich weiss warum.“ Nach einem innern stummen Kampf,



Er nahm die ganze Kraft zusammen, um dem Jungen fest die Hand zu drücken.

der sich nur im Spiel der Hände zeigte, hörte Menz ihn sagen: „Und jetzt scheint zum ersten Mal wieder ein Zeichen zu kommen, dass Gott mir doch helfen will.“ Der starre Blick hob sich vom Tisch und in das Gesicht des jungen Mannes und nach einem schweren Atemzug sagte er: „Ich will Deinen Worten glauben und so Gott will, Dir Vertrauen schenken.“ Darauf schob er seinen Arm um einen Zoll gegen den Menz hinüber. Menz ergriff die müde Hand: „Ich will Euer Vertrauen verdienen, und ich will euch für Euer Vertrauen danken, das Leben lang.“ „Geb uns das der liebe Gott“, sagte

Andres ernst und nahm die ganze Kraft zusammen, um dem Jungen fest die Hand zu drücken.

„Hansli“, rief er dann, „Hansli, sollst der Mutter rufen und dem Brigit.“ Dann blieben sie schweigend am Tisch.

Wie ein Wirbelwind kam ein Mädchen zur Haustüre herein und in die Stube gestürzt. Menz sprang auf mit strahlendem Gesicht, wollte ihm schnell entgegenreten. Bestürzt und überrascht sagte er: „Verflucht nochmal, zum dritten Mal für den Narren gehalten.“ Dann bot er lachend dem Mädchen die Hand.

„Hedwig, zum dritten Mal, das kostet einen Kuss.“ Hellauf lachte Hedwig: „Herr Christen, sparen Sie sich Ihre Küsse für andere Leute, die Jahre lang darauf warten mussten.“ „Liebe Schwägerin“, sprach Menz mit einer netten Verbeugung, „alles was recht ist, aber für Dich spare ich noch einen zuckersüssen auf.“ Es schien fast gar, als ob die Krankenschwester für sich selbst Herztropfen nötig hätte. So bleich wurde sie plötzlich, weil er sich vor dem Vater solche Reden erlaubte. – Sie sah nicht, was für ein schalkhaftes Lächeln der Vater in den Augen hatte. „Vater, bleib still, ich hol Dir Deine Medizin.“ Ruhig gab er zurück: „Hol Du lieber die Braut.“

Und sie kam. Mit Heu in den Haaren und Heublumen im Nacken, glühend heiss von Sonnenbrand und hitzigem Schaffen, mit blossen Füßen in die Stube hinein. – Ihr blieb fast der Atem stocken, sie griff sich an den Hals, schaute prüfend an sich hinunter: „Du bist da?“ Menz ging gelassen auf Brigit zu, gab ihr schlicht die Hand und sagte: „Ja, ich habe mit Deinem Va-

ter etwas Wichtiges besprechen wollen, und nun sind wir einig geworden. Ich komme auf den Herbst als Meisterknecht, und als Lohn bekomme ich Dich.“ Flinker als ein Berggeissli sprang es ihm an den Hals und dann von ihm weg zum Vater hinüber, nahm seine Hand und sagte: „Ich danke Dir, Vater, Du bist halt doch ein guter, ein lieber.“ Der Vater lehnte sich zurück. Er musste verstohlen eine Träne aus den Augen wischen.

Hansli kam vorsichtig tastend herein: „Du bist der Menz, ich habe Dich schon lange an der Stimme erkannt.“ Hedi zog ihn geschwind auf die Seite, gab ihm eine Blume in die Hand: „Geh zu ihm hin und sag, ich gratuliere.“ „Aber warum?“ „Sag nur, ich gratuliere, er weiss schon warum.“ Hansli kam mit seinem Margritli in der Hand sachte auf Menz zu: „Ich gratuliere Dir.“ „Warum“, fragte die Mutter, die unvermutet eingetreten war. Aber schon war Brigit zwi-schendurchgeschossen und flüsterte ihr ins Ohr. Dann nahm auch sie des jungen Mannes Hand und fest in die ihre: „Mein lang ersehnter Sohn.“

Gegen Abend, da die beiden endlich allein sein konnten, sagte Brigit: „Aber Menz, wie konntest Du nur so hereinplatschen und auf den Vater losgehen?“ Menz lachte. „Weisst Du, wir in Amerika machen das halt so.“ „Aber Du bist ja gar nicht in Amerika.“ „Gott sei Dank“, sagte er lachend und schloss es fest in seine Arme ein. Später griff er in die Tasche, zog wie einen Rosenkranz eine blinkende Kette hervor. „Das habe ich Dir zur Verlobung von drüben mitgebracht.“ Brigit nahm sie zögern in die Hand. Helle Lichter schimmerten darauf. Stau-nend und strahlend wog und besah das Mäd-chen die schöne Halskette. Dann schaute es glücklich in sein Gesicht und flüsterte: „Schwer wie Gold.“ „Ja“, sagte Menz schlicht: „Echtes Gold.“

Gott liebt die Liebe.

Früh kam der Herbst und unvermutet wie ein ungeladener Gast. Menz stieg mit dem reichen Kanadier wieder einmal nach langem, mühevollen Marsch noch abends in die oberste Berghütte hinauf. Sie fanden die Hütte leer. Müde suchten sie bald das Lager auf. In der Nacht begann der Wind zu pfeifen und zu tosen, rüttelte an Dach und Balken. Menz erwachte, ging leise allen Fenstern und Laden nach und sicherte. Das Brausen wurde zu Heulen und Brüllen. Die Dachbalken ächzten und knackten. Der Kanadier drehte sich ruhig auf die andere Seite. Sie waren beide so müde.

Am Morgen konnte Menz keinen Laden, kei-ne Türe aufstossen. Aber zwischen Laden und

Fenster lag Schneestaub. Unvermindert tobte der Sturm. Menz versuchte es auf der andern Seite gegen den Fels zu. Wie zugeklebt und angefroren. „Brown, wir müssen den Proviant ein-teilen.“ Aus den Decken kam ein verschlafenes: „Warum?“ „Schneesturm“, sagte Menz trocken, „fünf Tage Hüttenarrest.“ Menz hatte sich an die Sprechweise des nüchternen Kanadiers ge-wöhnt und sprach fast nie ein Wort zu viel. „Al-also, weiterschlafen, während dem Schlafen isst man nicht“, sagte Herr Brown und kuschelte sich wieder in die Wolldecken ein. Menz zünde-te die Laterne an, hob die Rucksäcke auf den Tisch und begann alle Esswaren zusammenzu-stellen. Es war wenig genug. Wenn er den währ-schaften Appetit des Herrn Brown und seinen eigenen Hunger zusammenzählte, dann waren sie nach zwei Tagen zum Hungerstreik verur-teilt. Menz durchsuchte seine Taschen, sein Ge-sicht zog sich merklich in die Länge. Dann be-gann er systematisch alle Gänterli und Schubla-den abzusuchen. Kreide, Jasskarten, ein Schachspiel, Bergseil, Skiwachs, plötzlich hei-terte sich sein Gesicht auf, Tabak! Er roch da-ran, liess ihn durch die Finger gleiten: „Feiner holländischer Pfeifentabak!“ Menz stopfte seine Pfeife, beschnupperte das Räuchlein und lächel-te: „Das Schlimmste ist überstanden.“ Ein gan-zer, grosser Papiersack voll Tabak. Er setzte sich an den Tisch und fing an die Mahlzeiten einzuteilen. „Eine halbe Scheibe Schinken pro Mann und pro Tag, Herr Brown wird vollstän-dig eintrocknen. Wenn man wenigstens die Flinten mit hätte, dann könnte man eine Berg-dohle braten. Schlechte Suppe ist besser als gar keine Suppe. Tee ist genug da. Aber von Tee und Tabak wird man nicht fett.“ In schweren Stössen wuchtete der Sturm Tag und Nacht.

In der zweiten Nacht wurde es still. „Wahr-scheinlich sind wir jetzt vollständig zugedeckt.“ Schweigend verbrachten sie die Tage. Die Spiel-karten blieben auf dem Tisch liegen. Sie hatten bis zum Überdross gespielt. Jeder versteckte seinen Hunger vor dem andern. Menz hatte schon zwanzigmal den Aufstieg aus dem Ge-dächtnis wiederholt. Der Schneefall wurde ru-higer, gleichmässiger. Menz begann zu zweifeln, ob der Tabak nicht auch noch rationiert werden müsste. Herr Brown blieb ruhig und wortkarg, auch am dritten Tag.

In der Nacht, sie lagen beide wach, sie konn-ten vor lauter herumliegen nicht schlafen, setzte sich Herr Brown auf, suchte seine Pfeife, stopfte umständlich, liess das Streichholz lange flam-men und leuchten und sagte: „Gegen den Hun-ger.“ Dann wurde er entgegen seiner ganzen Gewohnheit gesprächig: „Christen, Sie sind ver-lobt. – Warum haben Sie das nicht gesagt?“

Menz bemerkte: „Sie haben nicht gerne viele Worte.“ „Ja, aber ich weiss. Im Engadin hatten Sie keinen Ring. In einer Woche Urlaub kann man nicht heiraten.“ „Leider“, sagte Menz „Wenn wir nicht hinunterkommen, – Christen, dann wird Ihre Braut weinen.“ „Sterben“, sagte Menz. „So grosse Liebe?“ „Ja“, sagte Menz. „Christen, Sie sind ein Mann. – So grosse Liebe und kein Wort gesagt, das ist ein Mann. Christen, wir werden hinunterkommen. Gott liebt die Liebe.“

Am nächsten Tag sagte er: „Christen, ich werde Ihnen ein Hochzeitsgeschenk machen, gross, wie Eure Liebe.“ „Danke“, sagte Menz und dachte, wenn wir verhungert sind.

Das war ihre letzte Tour. Brown hatte recht: „Gott liebt die Liebe.“ Sie kamen hinunter. Und der wortkarge Kanadier hielt sein Wort. Das Hochzeitsgeschenk war grandios. Er gab ihm einen Check zum Abschied und sagte: „Christen, Sie sind ein ganzer Mann. Ich danke Ihnen.“

In der Stube des Pfarrers im Taldorf brannte bis tief in die Nacht hinein Licht. Sonst lag das Pfarrhaus um diese Zeit immer in tiefem Dunkel. Nicht das Studium einer heiklen Predigt, nicht ein nächtlicher Versehgang waren der Grund zu dem späten Aufbleiben des greisen Pfarrherrn. Zwei junge Leute sassen bei ihm am Tisch, feierlich und ernst. Brigit und ihr Bräutigam hörten auf die klugen und frommen Worte, die sie auf das heilige Sakrament vorbereiten sollten. Längst hatte der Pfarrer den eigentlichen Brautunterricht abgeschlossen. Er wollte noch mehr und anderes mit ihnen bereden. Er holte ein altes, grosses Pfarrbuch hervor, legte es auf den Tisch, blätterte lange von hinten nach vorn. Dann legte er die Finger auf eine bestimmte Stelle und sagte: „Da könnt Ihr selber sehen. Hier sind alle Ehen der ganzen Pfarrei eingetragen. Ihr könnt selber vom letzten Blatt des neuen Buches und in diesem hier zurückblättern. Das ist die letzte Ehe, die zwischen zwei Leuten von Ennetbach und Sonnwil geschlossen worden ist. Ihr seid jetzt seit bald hundert Jahren wieder das erste Paar, das sich über das Tobel hinüber die Hand reicht. Was meint ihr dazu, glaubt Ihr, dass auf diesem unseligen, uralten

Streit der Segen Gottes ruhen kann? Ribi und Hagel, Wassernot und Dürre, Feuer und Verluste haben immer wieder den Wohlstand der Leute dort oben zunichte gemacht. Aber noch viel schwerer zu bewerten ist der Schaden, den die Seelen dadurch gelitten haben. Niemand weiss, wie der Streit angefangen hat. Es war immer so. Es war Ehrensache geworden, den Hass zu nähren und die Zwietracht lebendig zu erhalten. Manche denken sich nicht viel dabei. Es war immer so. Was habe ich versucht, in der Predigt, im Unterricht bei den Kleinen, all die vielen Jahre hindurch. Ihr wisst, wie sich diese Feindschaft in alle Köpfe, in alle Herzen eingefressen hat. Und nun ist mir in meinen alten Tagen eine Hoffnung aufgegangen, in Euch zwei lieben, jungen Menschen, eine Hoffnung, dass mein Beten nicht umsonst gewesen ist. Ich weiss, Eure Liebe hat eine harte und lange Probe gut bestanden. Auf Euch kann ich zählen. Ihr werdet meine Bitte und meine Mahnung nicht auf dem Heimweg vergessen und verlieren. Ihr habt es in der Hand, die Zange dieses teuflischen Unfriedens langsam zu lösen. Ich brauche Euch keine guten Ratschläge zu geben, wie Ihr das zustande bringen könnt. Aber den Willen

zum Frieden, die Sehnsucht nach der Einigkeit, möchte ich Euch in Euere liebeerfüllten Herzen hineinpflanzen. Und daraus wird ein reicher Segen aufblühen für Euch und die andern. Unfriede ist wie eine wuchernde Krankheit. Unfriede zerstört jede Liebe. Und nun geht heim. Ihr nehmt die ganze Hoffnung Eueres greisen Pfarrers mit. Gott segne Euch und Euer gutes Werk.“

Gleich, als ob die Hoffnung des Pfarrers schon in den wenigen Tagen aufblühen würde, gestaltete

sich der festliche Tag. Die Kirche im Taldorf sah viele Leute von Ennetbach und Sonnwil daherkommen. Sie nahm sie alle feierlich durch das grosse Portal in sich auf. Zögernd zuerst und dann doch zustimmend nahmen die Verwandten von beiden Seiten neben einander in den Bänken Platz. Und nicht nur die Verwandten, fast aus jedem Haus waren Sonnwiler und En-



Ihr seid jetzt seit bald hundert Jahren wieder das erste Paar.

netbacher da. Brigit kniete im weissen Schleier neben ihrem Bräutigam auf dem rotsamtenen Betstuhl im Chor. Blumen von beiden Bergseiten zierten die Altäre und Simse. Mit liebevoller Innigkeit, als ob er damit die getrennten Tal-schaften auf immer verbinden könnte, legte der Pfarrer die Stola über die verschlungenen Hände.

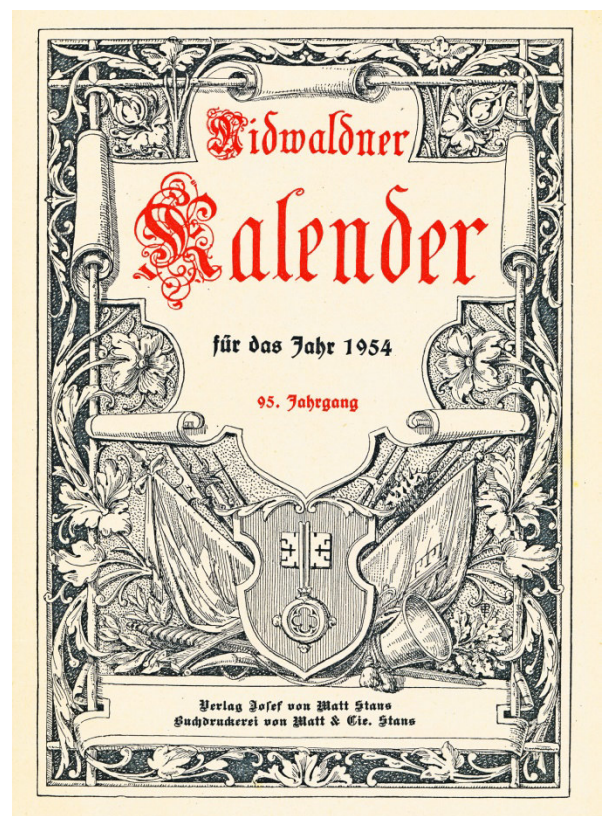
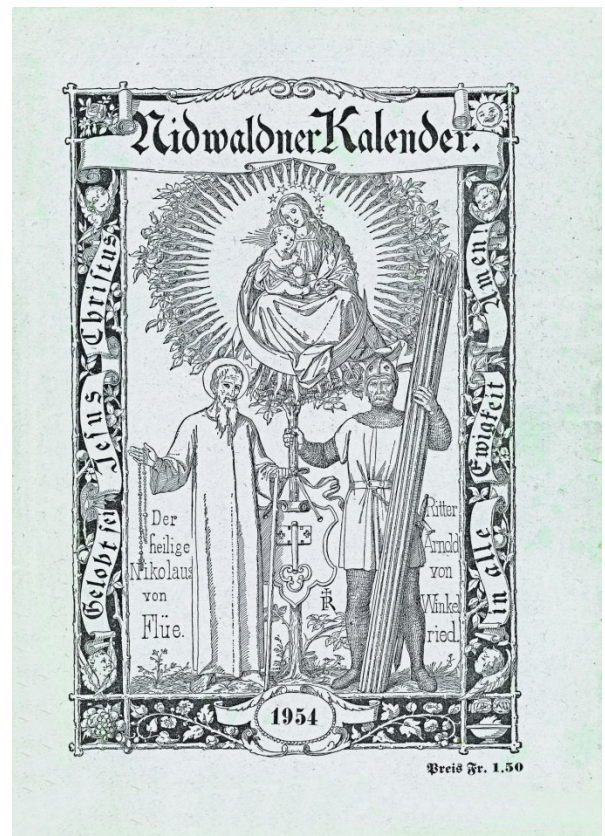
Schwer lehnte sich Vater Andres über den Betbank. Mit glückstrahlenden Augen kniete neben ihm der alte Menz mit seinen Söhnen. Nahe beisammen knieten auch die beiden Mütter in der vordersten Bank auf der Frauenseite. Anneli hatte den blinden Hansli bei sich. Er lauschte dem Brausen der Orgel und fühlte sich selig und glücklich. Mit reichen Akkorden und feierlichem Jubel verzauberte das herrliche Orgelspiel. Kaum waren die letzten Töne im hohen Gewölbe verhallt, erhob sich eine reine, volle Mädchenstimme.
Schwester Hedwig sang das

Lied der Heimat:

Zieh ich fort, dann seh' ich prächtig
wie ein Wunder, unbekanntes Land.
Bin ich ferne, zieht mich mächtig,
ohne Ruhe, eine starke Hand,
heim, zurück zu meinen blauen
Abendbergen und den Auen,
wo die Glocken Lieder singen,
von den Felsen niederklingen.

Zeichnungen: Nidwaldner-Kalender 1928-54

Melchior Annen (21.11.1868-17.01.1954)
von und in Schwyz - Zeichner, Illustrator und
Buchgrafiker, Plakat, Spielkarte und Bildnis
im Historischen Lexikon der Schweiz → [hls](#)



Die Kalendergeschichten von Josef von Matt (1901-1988)

Quelle: Maturaarbeit 2010 von Christoph Uiting, Stans:
«Der Nidwaldner Kalender im Wandel der Zeit»

- | | | | | | |
|-------------|----|--|-------------|----|--|
| 1931 | 1 | Wilde Wasser | 1964 | 34 | Die beiden Schwestern |
| 1932 | 2 | Harter Winter – Goldiger Frühling | 1965 | 35 | Am alten Pilgerweg |
| 1933 | 3 | Liebe und Geld | 1966 | 36 | Der Baumeister Christian |
| 1934 | 4 | Der Balz auf Sonnenberg | 1967 | 37 | Im Haus zum goldigen Ring |
| 1935 | 5 | Der Schützenbecher | 1968 | 38 | Heimat |
| 1936 | 6 | Der Sattler-Hans | 1969 | 39 | Ein Schleier aus Frankreich |
| 1937 | 7 | Falsch und echt | 1970 | 40 | Im Doktorhaus am See |
| 1938 | 8 | Viel Wein und viel Liebe | | | |
| 1939 | 9 | Der Geiz-Michel | 1971 | 41 | Die Quelle |
| 1940 | 10 | Marie-Theres | 1972 | 42 | Der neue Bäcker |
| | | | 1973 | 43 | Die alte Uhr |
| 1941 | 11 | Treue (Franzosenüberfall 1798) | 1974 | 44 | Vertrauen |
| 1942 | 12 | Schlipfli-Vrenili | 1975 | 45 | Der silberne Petrus |
| 1943 | 13 | In der Fluh | 1976 | 46 | Die Apotheke zum goldenen Hahn |
| 1944 | 14 | Wider Hass und Streit | 1977 | 47 | Der schwarze Onkel |
| 1945 | 15 | Der Waisenhausbub | 1978 | 48 | Das Licht auf der Brücke |
| 1946 | 16 | Seines Glückes Schmied | 1979 | 49 | Der Blick aus dem Fenster |
| 1947 | 17 | Unter der schwarzen Fluh | 1980 | 50 | In die weite Welt |
| 1948 | 18 | Im Seewind | | | |
| 1949 | 19 | Der Knecht vom Hochtal | 1981 | 51 | Fernweh |
| 1950 | 20 | Der Griesli-Lenz | 1982 | 52 | Und wieder blüht der Feuerbusch |
| | | | 1983 | 53 | Der Gewalt entronnen |
| 1951 | 21 | Der Heidenturm im Bühl | 1984 | 54 | Warten auf den schönen Tag |
| 1952 | 22 | Die Liebe geht über die Brücke | 1985 | 55 | Tapfer unter trübem Himmel |
| 1953 | 23 | Beim Pfarrer im Ribimoos | 1986 | 56 | Die Hochzeit in der Schlosskapelle |
| 1954 | 24 | Das Lied der Heimat | | | |
| 1955 | 25 | Der Ring mit dem roten Stein | 1987 | | 2 Kurzgeschichten:
Ich habe einmal in die Ewigkeit
hineingesehen |
| 1956 | 26 | Das Grab im Wald | | | S Kathrindli Schriftdeutsche Fassung/
Tonaufnahme von J. von Matt auf Mundart |
| 1957 | 27 | Der Stampfer | | | |
| 1958 | 28 | Monika | | | |
| 1959 | 29 | Aus der Kraft der Ahnen | | | |
| 1960 | 30 | Der Ürte-Vogt | 1990 | | Das Pestloch entstanden 1952
auch in «Josef von Matt erzählt», 1989 |
| 1961 | 31 | Der Spekulant | | | |
| 1962 | 32 | Arzt und Menschenfreund | | | |
| 1963 | 33 | Im Steinhaus am Mühlebach
Beilage zum Nidwaldner Kalender 2013
Publikation in Zusammenhang mit dem Schreib-
wettbewerb für Kalendergeschichten
Herausgeber: Gesellschaft Nidwaldner Kalender –
Verlag Bücher von Matt | | | |